

Geol. 526 ax

B5

117

841

Zwei

Kaukasus-Expeditionen.

Mit 7 Illustrationen und einer Karte.

Von

Andreas Fischer

in Grindelwald.



BERN 1891.

Schmid, Francke & Co.

vorm. J. Dalp'sche Buchhandlung.

42 B5



Zwei Kaukasus-Expeditionen.



Von verschiedener Seite her bin ich dazu aufgefordert und ermutigt worden, den im Feuilleton des „Bund“ veröffentlichten Aufsatz „Zwei Kaukasusexpeditionen“ in Form eines kleinen Buches erscheinen zu lassen.

Dasselbe hat nicht den Zweck, den Leser in den gefährlichen Gebieten der Topographie und Geologie irre zu führen, oder über Fauna und Flora des Kaukasus „wertvolle Aufschlüsse“ zu verschaffen. Es ist nur ein bescheidener Versuch, zu erzählen, was wir erlebt, und zu schildern, was wir gesehen.

Erzählung und Schilderung sind ein wenig ausführlicher geworden, und die beigelegte Karte, sowie auch ein paar Illustrationen mögen der Darstellung als Dolmetscher zu Hilfe kommen.

In freundlichster Weise stellte mir Mr. H. Woolley seine Photographien zur Verfügung, während ich von Mr. W. Spooner die Erlaubnis erhielt,

die Bilder des berühmten (im Kaukasus verunglückten) Photographen W. Donkin zu Illustrationszwecken zu verwenden. Die Karte und die Zeichnung vom letzten Bivouac der Verschollenen erhielt ich von Mr. C. T. Dent, welcher mir auch sonst durch freundliche Auskunft über mehrere schwierige Punkte hinweg half. — Für all' diese willkommene Unterstützung spreche ich hier den gebührenden Dank aus. Und besten Dank auch allen denen, die mir nach dem Unglück im Kaukasus mit herzlicher Teilnahme entgegenkamen!

Grindelwald, im April 1891.

A. Fischer.

Die Alpen sind erobert. Lange genug hatten die stolzen Zinnen des Hochgebirgs als unnahbar gegolten; kalt und drohend blickten sie auf die stillen Täler hernieder, und der Aberglaube der Menschen, deren Phantasie noch nicht durch zu genaue Sachkenntniss in ihrem kühnen Fluge gehemmt wurde, belebte die schaurigen Einöden mit unheimlichen Spuckgestalten. In der Nähe der „himmelanstrebenden, ewig unersteigbaren Bergriesen“ hausten Kobolde und böse Geister, deren Zorn in Bergstürzen und schrecklich donnernden Lawinen den Bewohnern der Alpentäler nur zu oft verderblich wurde. Noch heute erinnern Bergnamen wie Diablerets, Mont Maudit u. a. m. deutlich genug an die seltsamen Eigenschaften des Gebirgs. Ja, selbst an manch' friedlichem Alpensee ging man nur in banger Scheu vorüber; denn in der Nähe des dunkelgrünen Wassers war es zu Zeiten nicht geheuer. — Hin und wieder freilich wagte sich

ein verwegener Gensjäger hinauf in die verrufene Einsamkeit; aber mehr als einer blieb für immer da droben: — er war den unheimlichen Mächten verfallen.

* * *

Erst um die Mitte unseres Jahrhunderts begann der grossartige Kampf um die eisumgürteten Hochburgen der Alpen, und nun wurden in raschem Siegeslaufe die gefürchteten Riesen einer um den andern bezwungen. Jahr um Jahr wuchs die Zahl der Streiter, schwand die Zahl der jungfräulichen Gipfel; jede Bergeshöh' erhielt ihren Steinmann. — Den Gründern und Veteranen des A. C. und S. A. C. und ihren Führern gebührt der Ruhm, die Region des ewigen Schnees erschlossen zu haben, und ihnen folgte das grosse, stetig anwachsende Heer der Naturfreunde. Das Grauen wich der Bewunderung.

Allein die Recken des Hochgebirges hatten sich nicht gutwillig ergeben. Der Kampf war ein erbitterter; er forderte seine Opfer, und gar manche schöne Bergspitze blickt hinunter auf ein kühles Gletschergrab. — Heldenkampf und Heldentod, — auch die Alpen wissen davon zu erzählen, und ihre Geschichte gedenkt manches wackern „Pioniers“, der früh Morgens froh und wohlgenut hinauf zog in's Gebirge, rüstig die Eisaxt schwang und Abends nicht wieder kehrte.

In den drohenden Gefahren aber bestand just ein Hauptreiz der wunderbaren Gebirgswelt, und war ein guter Kamerad gefallen im Streit, so kämpften seine Freunde mit erhöhtem Eifer und Interesse um den zum Grabstein gewordenen Berg.

Die glänzenden Erfolge erhöhten die Zuversicht der kühnen Bergsteiger, und als die bedeutendsten Spitzen erobert waren, stellten sie sich schwierigere Aufgaben. Die „alten, ausgetretenen Pfade“ sollten verlassen und das Wort „unmöglich“ aus der Bergsteigersprache entfernt werden. „Neue Routen nach schon gewonnenen Höhen“, — das wurde von nun an die Parole des Alpine-Club. Die schwierigsten, lange für unmöglich gehaltenen Touren wurden jetzt ausgeführt, die letzten Aiguilles der Mont Blanc-Kette erklommen, und eine grosse Zahl stattlicher Schneehäupter, von denen man bisher nur in Ausdrücken grösster Hochachtung gesprochen, mussten auf das Prädikat „Tour ersten Ranges“ verzichten. Die Gipfel des Berner Oberlandes, Mont Blanc, Monte Rosa, ja, selbst Matterhorn mussten schweigend dulden, dass andere Berge eine Hauptrolle zu spielen begannen, Berge, neben deren Namen ihr alter Ruhm anfang zu erbleichen. Vielleicht kommt eine Zeit, wo auch Dent Blanche, Charmoz oder gar die Aiguille du Dru als „Damentour“ in jedem Reisehandbuch verzeichnet stehen; vielleicht aber beanspruchen später die Schönheit und Grossartigkeit des Hochgebirges wieder ihre

begründeten Rechte auf die Bewunderung des Bergsteigers, welcher zur Eisaxt greift, — nicht, weil es einzelne heillos gefährliche Touren gibt, — sondern um sich trotz mancherlei Schwierigkeiten einen herrlichen Genuss zu verschaffen.

Die Sieger sannten auf neue Eroberungen. Noch waren Himalaja und Kaukasus unerforschte Gebiete; da gab es unzählige hohe Gipfel und Gletscherpässe, die nie ein Fuss betrat und die kein Steinmann krönte. Warum sollte dort nicht gelingen, was in den Alpen gelang? — Der Reiz des Fremdartigen, Unbekannten und die ganz neuen, ungeahnten Schwierigkeiten übten eine mächtige Anziehungskraft aus auf die begeisterten Freunde der Bergnatur. Sie zogen hin, überwandten in hartem Kampfe die grössten Hindernisse, und mancher der fremden Riesen musste es sich gefallen lassen, dass auch ihm des Menschen Fuss auf den stolzen Nacken gesetzt wurde.

An den langen Winterabenden erzählten dann die zurückgekehrten Bergführer ihren Freunden von den Wundern der fremden Gebirgswelt. Ihre Schilderungen waren nicht immer genau, aber frisch und naiv; es lag eine eigentümliche Poesie darin, und ich erinnere mich noch sehr gut, mit welcher Spannung wir Knaben zuhörten, wenn Andreas Maurer von den „Bergen Indiens“ erzählte. — Mein Bruder Johann und ich gingen damals noch zur Schule; es war die glückliche Zeit der In-

dianergeschichten; doch beschäftigten die abenteuerlichsten Streifzüge der braven Rothäute unsere Phantasie nicht so lebhaft, als die Taten der Bergsteiger im Hochgebirge. Unsere Schulkameraden waren nicht minder begeistert. Wir alle wollten, so schnell als möglich, die Schulbücher gegen die Eisaxt vertauschen und Bergführer werden, wie unsere Väter, und unser sehnlichster Wunsch war: auch einmal jene seltsamen, fremden Gebirge zu betreten. — Für Johann und mich ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen; doch die Erfüllung brachte Tod und Trauer. —

Die ersten Expeditionen nach dem Himalaja und Kaukasus waren vom Glück begünstigt; kein Unfall trübte die Freude an den schönen Erfolgen. Andreas Maurer war glücklich aus „Indiens Bergen“ heimgekehrt und starb am Wetterhorn, das er von Jugend auf kannte. Waren denn jene fernen Gletschergebiete weniger gefährlich, als die Alpen? Fast schien es so. Das Unglück am Dych-Tau aber gab auf diese Frage eine andere Antwort.

* * *

Das Hochgebirge des Kaukasus wurde im Jahr 1868 zum ersten Mal von Bergsteigern betreten, und die zwei bekanntesten Gipfel, Elbruz (5660 m) und Kasbek (5040 m), erlagen den kühnen Angriffen des Herrn D. W. Freshfield, welcher zu-

sammen mit Mr. A. W. Moore und Mr. C. Tucker hingezogen war, um dem Alpine Club ein neues Gebiet für glänzende Eroberungen zu erschliessen. In die Unklarheit der topographischen Begriffe fiel der erste Lichtstrahl; die Nebel zerteilten sich, und die sagenumwobenen Felsen des Prometheus gewannen eine bestimmte, aber darum nicht minder interessante Gestalt. Sie erhoben sich als majestätische Berge inmitten gewaltiger Eisfelder, und Mr. Freshfield wurde der begeisterte Apostel ihrer ungeahnten Grossartigkeit und Schönheit. Mehreren von ihnen, die bisher ein ganz ungebundenes, topographievergessenes Leben führten, wies er einen bestimmten Platz auf der Karte an, auf dass sie in Zukunft besser möchten beaufsichtigt werden.

Andere folgten seinem Beispiele. Von Südkaukasien ausgehend, stiegen sie durch die herrlichen, waldreichen Täler Svanetiens zur Hauptkette hinan und überschritten dieselbe, um sich alsdann der Gruppe des Adai-Choch oder dem Elbruz zuzuwenden. Jede dieser Expeditionen entdeckte neue Wunder, und in begeisterten Schilderungen, denen zahlreiche Skizzen und Photographien den Charakter voller Glaubwürdigkeit verliehen, wurden die zögernden Bergsteiger zum Kampf aufgerufen.

Die frühern Expeditionen hatten sich zunächst mit der grossen Hauptkette des Kaukasus beschäftigt. Es ist bekannt, dass die Gliederung derselben sich

durch ihre Einfachheit und Regelmässigkeit wesentlich von dem Aufbau der Alpen unterscheidet. Ganz anders gestaltet aber erscheint der Centralkaukasus, das gletscherreiche Hochgebirge, welches sich auf der Nordseite der Hauptkette zwischen Elbruz und Kasbeck ausdehnt. Während der Hauptkamm, namentlich vom Kasbek nach Osten, vielfache Spuren früherer vulkanischer Tätigkeit zeigt, trägt dagegen der Centralkaukasus fast ganz alpinen Charakter. Steile Felswände und schroffe, fast unzugängliche, vergletscherte Gräte kennzeichnen diese Gebirgsmasse. Die kegelartige Gipfelform verschwindet hier gänzlich, und an die Stelle der „Zuckerstöcke“ treten Pyramiden mit scharfen Kanten. Zwischen die zahlreichen, strahlenartig sich ausbreitenden Seitenäste schiebt sich eine Unzahl von Quertälern ein, und dieses Labyrinth von tief eingeschnittenen Tälern und wild-romantischen, engen Schluchten ist eine charakteristische Eigentümlichkeit des Kaukasus.

Eine der wichtigsten Aufgaben für die „Pioniere“ besteht darin, Pässe zu entdecken und zu traversiren, welche die einzelnen Täler mit einander verbinden, und da die Gebirgskämme durchweg sehr hoch sind, können sie nur auf schwierigen Gletscherpässen überschritten werden. Hier, im Centralkaukasus, treten uns die imposantesten Riesen des ganzen Gebirgszuges entgegen. Sie übertreffen die Alpen an Grossartigkeit und Wildheit, und diese

beiden Eigenschaften bilden den Hauptcharakter des Kaukasus. Doch fehlt auch das Liebliche, Idyllische nicht; denn prächtig grüne Triften schmiegen sich an die Seiten der gewaltigen Berge, welche inmitten ausgedehnter Eisfelder sich schroff und kühn bis zu einer Höhe von über 5000 m emportürmen.

Welch' ein herrliches Gebiet für neue kühne Taten! Allein die stolzen Höhen blieben einsam und unbekannt, und während man in den Alpen mit beispiellosem Eifer Jagd machte auf „neue Spitzen“ — (und in Augenblicken besonderer Erleuchtung sogar hie und da einen alten Steinmann verschwinden liess, um eine „erste Besteigung“ zu machen!) — fanden nur Wolken und Winde den Weg nach den hohen Gipfeln des Centralkaukasus.

Das ist anders geworden. Die neueste Geschichte des Bergsteigens berichtet von glänzenden Eroberungen; im „Alpine Journal“ traten neben „Horn“ und „Aiguille“ die „Taue“ des Kaukasus in den Vordergrund, und in kurzer Zeit ist eine ganz ansehnliche Litteratur entstanden, welche die Schönheit und Eigenart des so lange unerforscht gebliebenen Gebirges einer stets wachsenden Menge von Lesern zur Kenntniss bringt.

Im Jahr 1886 unternahmen die Herren C. T. Dent und W. Donkin mit den Führern Burgener und Andermatten eine erste Expedition nach dem Kaukasus. Sie schlugen ihr Hauptquartier am

Bezingigletscher auf und errangen einen Sieg über den trotzigen Gestola. Diese Expedition trug wesentlich dazu bei, das Interesse und die Sympathien des Alpine Club dem Kaukasus zuzuwenden. Mr. Donkin, der berühmte Photograph, illustrierte durch seine prächtigen Bilder die anziehende Schilderung Dent's, welcher den englischen Bergsteigern voll Begeisterung zurief:

„Wer von Euch Gesundheit, Kraft, Erfahrung und Energie besitzt, der gehe nach jenem seltsamen Lande: dort erwarten Euch, in stiller, erhabener Majestät, all' diese unbezwungenen Riesen. Wenn, wie ich hoffe, der alte Geist Euch noch beseelt, der die Gründer des Alpine Club vor dreissig Jahren in die Alpen trieb, und wenn Ihr zugleich jenen frischen Reiz des Vergnügens finden wollt, der damals so mächtig anzog, so geht dorthin! Wenn Ihr die Berge um ihrer selbst willen liebt und einer Natur gegenüberstehen wollt, in welcher Euch überwältigende Grossartigkeit und vollendete Schönheit in vollkommener Harmonie entgegentreten, — so geht dorthin! Wer die Bequemlichkeit liebt und die geebneten Wege, der bleibe zu Hause in den Alpen. Wünscht Ihr jedoch, fern zu sein von der tollen Menge, fern von dem Lärm und geschwätzigen Jagen und Treiben des gewöhnlichen Touristenschwarmes: dann geht dorthin! Und die erhabene Natur heisst Euch freundlich willkommen; vor Euren Augen

entfaltet sie ihre Pracht, als wolle sie sagen: Kommt, und Ihr sollt schauen, was ich nicht jedermann sehen lasse, ja mehr noch: all' diese Schönheit soll Euer eigen sein, und die Erinnerung an das, was Ihr gesehen, wird Euer grösstes Entzücken sein, selbst in den Träumen künftiger Tage. — Wenn Ihr das wünscht, — geht dorthin! Bis an's Ende Eurer Tage werdet Ihr mit Freuden daran denken . . . Go there!“ — (Alpine Journal 101.)

Und sie gingen. Schon der nächste Sommer sah Hrn. Freshfield, den alten Bekannten des Elbruz und Kasbek, wieder im Kaukasus. Diesmal empfing die herrliche Pyramide des Tetnuld ihren ersten Besuch, und Mr. Freshfield, der ein ebenso ausgezeichneter Topograph, als unermüdlicher Bergsteiger ist, war der rechte Mann, um durch weitere Aufschlüsse über die topographischen Verhältnisse des Centralkaukasus manche irrige Ansicht zu bekämpfen und richtigen Vorstellungen Bahn zu brechen. Er verfehlte auch nicht, darauf hinzuweisen, wie viel noch zu thun übrig sei. Denn noch immer stunden die imposanten Gipfel des Ushba, Shkara und Kostantau als unbezwungene Riesen da; noch hatte keine bisherige Expedition das Gletschergebiet des gewaltigen, viel bewunderten Dych-Tau betreten.

Diese Gletscher und diese Berge waren das Ziel der unglücklichen Bergsteiger, welche am 1. August 1888 in Batum den kaukasischen Boden betraten. Die Gesellschaft bestand aus fünf Mann. Es waren die Herren Professor C. T. Dent, Präsident des Alpine Club, Professor W. A. Donkin und H. Fox und die Führer Kaspar Streich und Johann Fischer von Meyringen. Sie alle besaßen in hohem Masse die zu einer solchen Expedition erforderlichen Eigenschaften. Die drei Engländer zählten zu den kühnsten und gewandtesten Mitgliedern des Alpenklub. War es doch Mr. Dent, der nach vielen andern Touren ersten Ranges durch seinen berühmten Sieg über die Aiguille du Dru bewiesen hatte, dass Energie und Gewandtheit über die grössten Hindernisse triumphiren. Mr. Donkin war jahrelang sein treuer Gefährte, und seine zahlreichen, ausgezeichneten Photographien beweisen besser, als alle Worte, wie manche Bergspitze er erklommen und welch' feines Verständniss er der Schönheit des Hochgebirges entgegengebracht hat. Beide waren schon im Kaukasus gewesen; sie wussten, was für Schwierigkeiten dort ihrer harreten. — Mr. Fox war jünger als die beiden Genannten; doch hatte er sich in kurzer Zeit den Ruf eines äusserst kühnen und unternehmenden Clubisten erworben, und mit jugendlicher Begeisterung war er jetzt ausgezogen zu einem Kampf, in welchem er neue, glänzende Siege

zu erringen hoffte. — Die beiden Führer waren „first rate“ nach dem Urtheil aller, die sie kannten. Streich wurde schon lange als ein vorzüglicher und namentlich sehr vorsichtiger Führer geschätzt. Er war 38 Jahre alt und hatte in den „drei Centren“ der Alpen (Grindelwald, Zermatt und Chamonix) seit längerer Zeit mit Auszeichnung gearbeitet, „immer fest, immer brav, immer treu.“ Mein Bruder Johann war erst 21 Jahre alt; doch hatte er zusammen mit seinem Lehrmeister, dem berühmten Führer Emile Rey in Courmayeur, die schwierigsten Aiguilles „gemacht“, mitten im Winter den Mont Blanc traversirt und mit den Herren Fox und Slingsby die Aiguille du Dru erstiegen. Auf dieser letztern Tour, kaum nachdem sie den Gipfel verlassen, wurden sie von einem furchtbaren Schneesturm überrascht, und bei dieser Gelegenheit hatte sich Johann das Zeugnis verdient: „Im heftigsten Sturm ruhig und gefasst, fest und sicher, wie der Felsen, auf dem er stand.“

Die Expedition sollte ganz den Charakter einer Forschungsreise tragen. Freilich waren Besteigungen hoher Bergspitzen keineswegs ausgeschlossen; doch sollten sie nur unternommen werden, um den Hauptzweck der Reise — Erforschung der topographischen Verhältnisse — eher erreichen zu können. Die Gesellschaft rückte von Süden nach Norden vor. Da über den Zweck

und Verlauf der ganzen Expedition niemand so gut unterrichtet ist, als Mr. Dent, so lasse ich hier mit seiner Erlaubnis, das Wichtigste aus seinen Tagebuchnotizen folgen, welche in Nr. 102 des „Alpine Journal“ veröffentlicht worden sind. Mr. Dent schreibt:

„Während der Ueberfahrt hatten wir unser Reiseziel endgültig festgestellt. Wir beabsichtigten, die Leilakette auf ihrem höchsten Punkt zu überschreiten und so nach Betsho (in Svanetien) zu gelangen. Alsdann wollten wir die Besteigung des Ushba versuchen und die topographischen Verhältnisse des ihn unmittelbar umgebenden Gletschergebietes erforschen. Auch von einer Besteigung des Dongussorun versprachen wir uns schöne Erfolge, denn die Aussicht von diesem Gipfel musste ausserordentlich wertvolle Aufschlüsse verschaffen. Der Berg, welcher einem riesigen Breithorn (Wallis) ähnlich sieht, schien nicht sehr schwierig zu sein, und wir glaubten, der photographische Apparat und unsere übrigen Instrumente würden sich leicht hinauftransportiren lassen. Aus dem obersten Theile des Baksantales, in welchem Urusbie liegt, hofften wir, durch den Oberlauf des Tschegem- und Urbanflusses einen Weg nach dem Bezingigebiet zu finden und so eine Verbindung herzustellen zwischen den Baksan- und Tscherektälern.

(Der das Bezingigebiet durchfliessende Urban ist ein Zufluss des Tscherek.)

Unser Hauptzweck in Bezingi war: die genaue Topographie des Dych-Tau zu ermitteln. — Kostantau, Djanga, Saluinan-Chiran und die Gipfel der Hauptkette konnten sowohl vom Norden als vom Süden aus betrachtet und erforscht werden; der Dych-Tau aber hatte bis jetzt weniger Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Kein Teil unseres Programms wurde öfter und eingehender besprochen, als eben dieser. Selbst wenn die Besteigung des Dych-Tau (5200 m) sich als unmöglich oder unklug erweisen sollte, so hofften wir doch, eine beträchtliche Höhe — etwa wie Monte Rosa — zu gewinnen.

Die Ausführung dieses Planes beschäftigte unsere Gedanken mehr, als irgend eine der andern beabsichtigten Touren. Wir durften als sicher annehmen, dass Donkin hier ein herrliches Gebiet für photographische Aufnahmen finden würde; für Mr. Fox, der ein enthusiastischer Bergsteiger war, hatte der Berg seine ganz besondere Anziehungskraft, und ich war begierig, ein Gletschergebiet kennen zu lernen, welches bisher noch nie war betreten worden.

Wir alle betrachteten daher den Dychtau als das Hauptziel unserer Expedition. Indessen dachten wir weniger daran, den höchsten Gipfel des Dychtaumassivs zu erklimmen, als vielmehr daran,

eine beträchtliche Höhe zu erreichen. Auch wurde die Möglichkeit einer Besteigung des Malatau öfter besprochen; denn sein Gipfel musste eine herrliche Aussicht auf den Dychtau gewähren.

Wir führten folgende Apparate und Instrumente mit: Grosse und kleine „Camera“, Theodolit, Taschensexant, Clinometer, prismatischen Compass (zur Orientirung für Photographen im Gebirge), Siedend - Wasser - Apparat zur Bestimmung der Höhen, kleinen Compass, Teleskop u. s. w.

August 2. Erreichten Kutais um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags. Trafen hier Rieger, unsern Dolmetscher (welcher, wie ich gleich von Anfang bemerke, ausgezeichnet arbeitete) und ritten am nämlichen Abend noch bis nach Djoneti, 12 Werste von Kutais.

August 4. Gelangten nach Lentechi. Weg von Kutais für Wagen passirbar bis Alpan (eine Poststation, 50 Meilen von Kutais). Bedauerten, nicht so weit gefahren zu sein, als möglich gewesen wäre.

August 5. Rieger soll mit dem Gepäck über den Latparpass gehen und uns in Latal erwarten. Wir brachen nach der Leilakette auf mit zwei Eingebornen als Trägern. Im ersten Augenblick scheint es nicht leicht, dienstfertige Leute zu finden; jedoch nach ein oder zwei Stunden erhält man Freiwillige genug.

August 5.—8. Wir gingen just in die Falle, vor welcher man uns gewarnt, und indem wir auf der einmal betretenen falschen Route weitergingen, verfehlten wir den höchsten Punkt des Leila und überschritten die Kette ein wenig östlich davon. Auf dieser Tour wurde ich krank. Die dadurch verursachte Verzögerung musste für meine Gefährten höchst peinlich sein; denn die schönen Tage verstrichen, ohne dass wir Fortschritte machten. Doch Donkins Rücksicht und herzliche Teilnahme blieben sich immer gleich; Fox verlor auch nicht einen Augenblick seine Heiterkeit und frohe Laune, und obgleich er enttäuscht sein musste, liess er doch hievon durchaus nichts durchblicken. Viele Führer wären bei dieser Gelegenheit ungeduldig geworden; doch unsere Mannen erhielten die ganze Gesellschaft in guter Stimmung und wetteiferten mit den Eingebornen in Aufmerksamkeit. Der wohlverdiente Dank soll hier ausgesprochen werden, obwohl niemand mehr da ist, ihn zu empfangen.

Dank der weisen Vorsicht Streichs fehlte es uns nicht an dem nöthigen Proviant. Wir hatten kein Zelt; doch blieb zum Glück das Wetter beständig schön. Unser Pass, den wir 3250 m hoch schätzten, befindet sich in beträchtlicher Entfernung (Westen) vom Mont Latpari; dieser darf jedoch nicht verwechselt werden mit dem wohlbekannten Latparpass, welcher 15 Meilen östlicher liegt.

Beim Abstieg prächtige Ansicht des Ushba. Dieser Gipfel liegt fast direkt nördlich von unserm Pass.

August 8. Trafen unsern Dolmetscher in Natal und begaben uns sofort nach Betsho. Etliche Männer aus Urusbie, welche just von der Nordseite herübergekommen waren, boten ihre Dienste als Träger an.

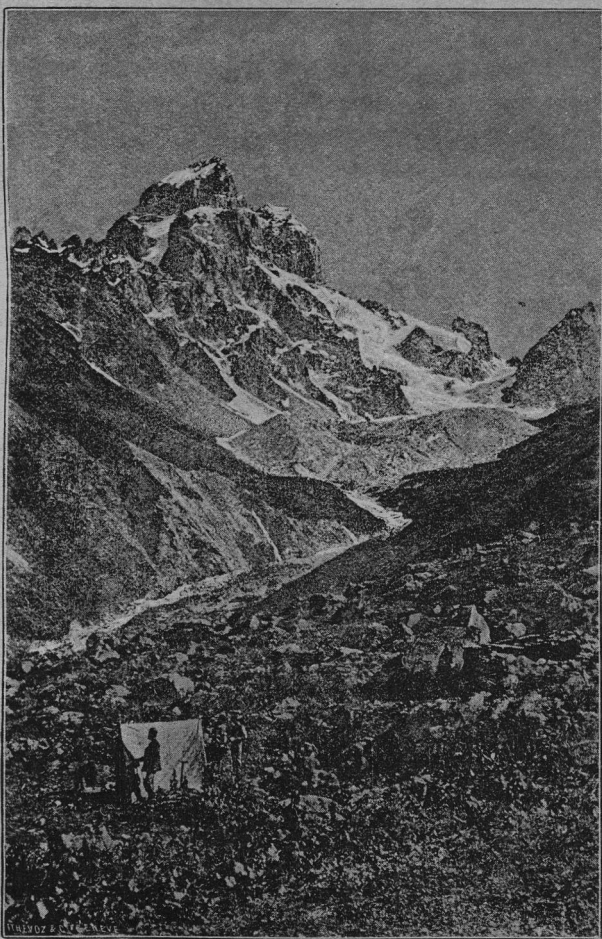
August 9. Fox bricht früh Morgens mit den Führern auf, um den Ushba zu recognosciren, während Donkin und ich später mit den Zelten nachfolgten, begleitet von Dr. Sagel aus Kutais, welcher etwas von der Gletscherwelt zu sehen wünschte. Wir errichteten unser „Camp“ beim Gulbagletscher, nahe der Moräne, in einer Höhe von circa 3000 m. Rieger wurde zur Bewachung des Gepäcks in Betsho zurückgelassen. Einige Gipfel im Südwesten des Leila erscheinen vom Lager aus eben so hoch wie dieses Gebirge. Einer derselben zeigt einen gebogenen Schneeegrat, ähnlich wie der Grivola. — Hitze beträchtlich. — Die Zelte von Segeltuch mit Bambuspfählen bewähren sich vortrefflich.

August 11. Donkin, Fox und die Führer brechen um 3 Uhr Morgens auf nach dem nördlichen Gipfel des Ushba. Wetter mässig; ein heisser Wind bläst den ganzen Tag durch. In der Nacht vom 9. auf den 10. August hatte es geregnet, und weiter oben war frischer Schnee

gefallen. — Die Gesellschaft kehrte um 4 Uhr Abends zurück. Schneeverhältnisse sehr ungünstig, Lawinen häufig, ebenso herabrollende Steine. Sehr starker Wind. Doch denken alle, die Besteigung würde bei günstigerem Wetter möglich sein. Alle betrachten das Hauptcouloir zwischen den beiden Gipfeln als die sicherste Aufstiegroute. Sie schätzten die erreichte Höhe auf 4300 m. Regen während der Nacht.

August 12. Eingeborne bringen Brod und Käse herauf zum Verkauf, und ein regelmässiger Postverkehr wird eingerichtet zwischen Betsho und unserm Lager.

August 13. Die nämliche Gesellschaft, Fox, Donkin und Führer, bricht um 2 Uhr Morgens auf, um den Südgipfel des Ushba zu versuchen. Wetter unsicher. Doch führt es in dieser Gegend nicht zum Ziel, schlecht Wetter zu prophezeien und dem entsprechend auch schlecht zu arbeiten. „Vorwärts, so weit als möglich,“ sollte die Losung sein; „doch scheut Euch nicht, umzukehren, wenn sich die Elemente gegen Euch verbinden.“ — Der Wolken halber wurde die Gesellschaft nach 9 Uhr Morgens für mich unsichtbar. Regen im Lager — Schneefall auf dem Gipfel. Die Gefährten kehrten um 6 Uhr Abends zurück. Ungünstige Schneeverhältnisse hatten sie gezwungen, das Couloir zu verlassen und dann wurden sie durch senkrecht ansteigende Felswände zur Um-



A. Fischer, *Zwei Kaukasus-Expeditionen.*

Ushba.

Photographie von W. A. Donkin, 1888.

kehr gezwungen. Alle waren überzeugt, dass das Hauptcouloir die beste Route nach den beiden Gipfeln wäre, und dass an einem schönen Tag die Besteigung nicht allzu schwierig sein würde, ob-
 schon nie ganz ohne Gefahr. — Sorgfältige ver-
 gleichende Berechnungen ergaben für die höchste
 Spitze des Ushba (den nördlichen Gipfel) eine
 Höhe von 4750—4800 m. — Donkin und Fox
 sprachen sich beide äusserst günstig über die
 Führer aus, welche bewunderungswürdig arbeiteten,
 obgleich unter solchen Umständen von Anfang an
 ein glücklicher Erfolg kaum zu erhoffen war.

August 14. Wetter immer noch unsicher;
 daher beschlossen wir nach reiflicher Erwägung —
 wiewohl mit Widerstreben — den Ushba aufzu-
 geben und die Hauptkette zu überschreiten. —
 Meine Kräfte wollten nicht zurückkehren, und es
 war klar, dass die ganze Expedition ihren Zweck
 verfehlen musste, wenn ich versuchte, noch länger
 mit der Gesellschaft zusammen zu bleiben.

Meine eigene Reise ist ohne weiteres Interesse,
 und ich will hier nur erwähnen, dass ich mit einem
 einzigen Begleiter, — der, wie nur zu viele der
 Eingebornen, dem Trunk ergeben war — über
 den Latparpass nach Alban zurück ritt und dann
 ohne bemerkenswerte Schwierigkeiten Kutais er-
 reichte. Das Reisen ist in unsern Tagen einfach
 genug, selbst in den unwirtlichsten Gegenden

eines Landes, das man früher nicht ganz mit Unrecht „wildes Svanetien“ nannte.

August 16. Donkin, Fox und die Führer wandten sich dem Dongussorum zu, in der Absicht, Rieger zu treffen, welcher das Gepäck und die Träger bewachte — entweder auf dem Betshopass oder im Baksantal. Er hatte Befehl, nach Urusbie zu gehen und dort zu warten.

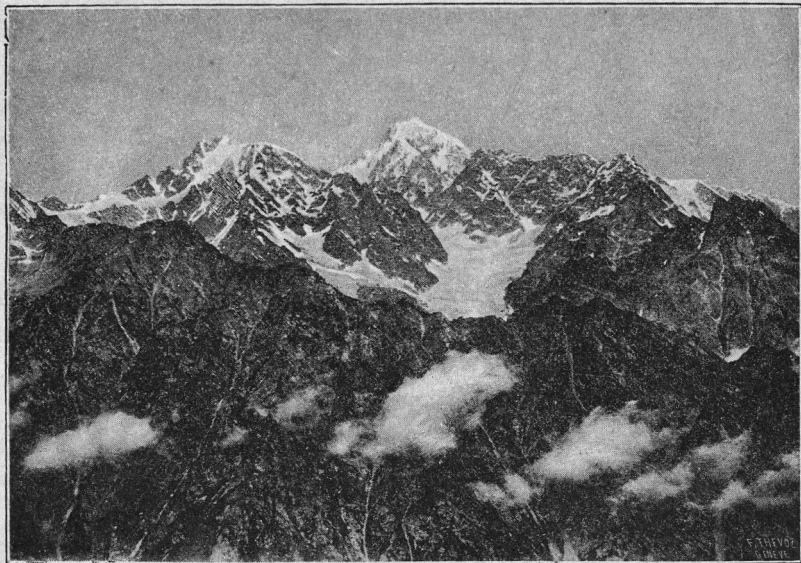
Und so schieden wir. — Damals schien es unmöglich, dass das bittere Gefühl der Enttäuschung, welches die Trennung von meinen Gefährten in mir wachrief, bald einer Trauer Platz machen sollte, die zeitlebens währen wird.“

So weit Mr. Dent.

* * *

Die Zurückgebliebenen wanderten weiter. Sie erreichten glücklich den Gipfel des Dongussorum und konnten beim schönsten Wetter von der Spitze aus Beobachtungen machen. Alsdann überschritten sie einen „neuen, prächtigen Pass“ von Urusbie nach dem Tschegental, einen Pass von dem die Leute in Urusbie sagten: „Von Gemen nur betreten, wenn sie dazu gezwungen werden.“ Am 24. August erreichten die Reisenden Bezingi und brachen am folgenden Morgen auf, um nach dem Dumalatal (im Nordosten des Dychtau) zu gehen. Der Dolmetscher wurde nach Balkar

Karakul
Balkar, Tschegental



A. Fischer, *Zwei Kaukasus-Expeditionen.*

Dychtau-Panorama.

Photographie von H. Woolley.

(im Tscherektal) geschickt mit der Weisung, daselbst zu warten. Am 25. August war die Gesellschaft im Dimalatal angekommen. Von hier aus sandte Mr. Fox einen Brief an Rieger nach Balkar, — die letzte Nachricht, welche die Unglücklichen gaben. Der Brief war deutsch geschrieben und lautete:

„Wir sind über die Berge nach Karaul gegangen *). Wir brechen am nächsten Morgen in der Frühe auf und hoffen, am 30. oder 31. Karaul zu erreichen, wo Sie uns treffen müssen. Wenn schlechtes Wetter eintritt, oder der Abstieg auf der andern unmöglich ist, so werden wir nach Bezingi zurückkehren und „um“ reiten. Auf jeden Fall aber erwarten Sie uns in Karaul. (Zu oberst im Tscherektal.) Wir schicken unser Zelt und verschiedene Sachen zurück, welche wir in den Bergen nicht brauchen. Zahlt den Ueberbringer für fünf Tage. Fox.“

Und nun hörte man nichts mehr von ihnen. — Johann, der mit freudiger Begeisterung ausgezogen war, hatte mir vom schwarzen Meer aus geschrieben: „Alles geht gut; dies sind die schönsten Tage meines Lebens.“ — Dann folgte eine lange, bange Pause. August und September verstrichen; mit Ungeduld und steigender Angst sahen wir

*) Dieser Satz sollte besser heissen: Wir werden über die Berge nach Karaul gehen.

einer fernern Nachricht entgegen. Sie kam, aber nicht aus dem Kaukasus, sondern von England; sie lautete: „Alle vier sind verloren!“ —

Ja, sie waren wirklich verloren. — Aber wo? und wie? das war die bange Frage, auf welche niemand eine befriedigende Antwort zu geben vermochte. Die quälendste Ungewissheit über das Schicksal der Verschollenen und das Gefühl, so ferne zu sein und so gar nichts beitragen zu können zur Aufklärung des unheimlichen Dunkels, war für die Angehörigen der Verlorenen besonders peinlich. Man sprach von wilden Völkern, von Raub und Mord, und da in früheren Zeiten die Bewohner Svanetiens mehrere Reisende ermordet hatten, so glaubte man, auch auf der Nordseite des Gebirges stehe es schlimm um die Sicherheit der Fremden und hielt sich berechtigt zu der Annahme: man habe es hier nicht mit einem Unglück, sondern mit einem Verbrechen zu tun. In England aber glaubte man mit Bestimmtheit an ein Unglück, das sich hoch oben im Gebirge ereignet habe, wohin die Eingebornen nicht vorzudringen vermögen, und alle Freunde der Verschollenen wünschten, die Unglücklichen möchten in einem Gletschergrab die ewige Ruhe gefunden haben.

Der Dolmetscher hatte am 26. September von Naltschick nach London telegraphirt, dass er „seit 27 Tagen von Donkin und Fox nichts mehr gehört“.

Er hatte sich von Balkar nach Karaul begeben und dort gewartet, wie ihm befohlen war. Die Reisenden kamen nicht. Er wartete einige Tage länger, und da niemand erschien, so kehrte er nach Balkar zurück in der Hoffnung, daselbst etwas zu vernehmen. Allein auch hier wollte niemand etwas von den Erwarteten wissen. — Der Mann wusste nicht mehr, was tun, glaubte, die Bergsteiger hätten ihren Reiseplan geändert und verlor den Kopf, wie er selbst gesteht. So kam es, dass die Freunde in England erst Ende September die schlimme Nachricht erhielten. — Es ist freilich sehr zu bedauern, dass der Dolmetscher so lange wartete, bevor er von dem Verschwinden der Reisenden Mitteilung machte; es war dies ein fast unverzeihlicher Irrtum. Doch konnte sein Verhalten auf die Katastrophe selbst, die jedenfalls eine plötzliche war, nicht den mindesten Einfluss ausüben.

Wo aber waren die Bergsteiger hingekommen? Der Ueberbringer von Fox's Brief hatte sie zuletzt im Dimalatal gesehen. Die Identität dieses Eingebornen — er heisst Betajeff — wurde später festgestellt und seine Aussagen trugen den Stempel völliger Glaubwürdigkeit. Er berichtete, dass die Reisenden am 25. August mit einem Saumpferd von Bezingi aufbrachen. Sie kampirten im Dimalathal, zwölf Werste von Bezingi. Am 26. August rückten sie über den Gletscher nach dem Dychtau

vor. Sie blieben in den Bergen während des 26. und 27. und kehrten erst am 28. Vormittags 10 Uhr in sehr gehobener Stimmung zurück. Sie hatten offenbar eine bedeutende Tour gemacht. Die zwei folgenden Tage brachten sie im Lager zu. Am Abend des 29. bemerkte Betajeff, dass sie Vorräte einpackten für eine längere Tour. Am 30. August, Morgens 3 Uhr, brachen sie auf bei Laternenlicht, in der gleichen Richtung wie vorher.

Betajeff erhielt Befehl, den erwähnten Brief des Mr. Fox dem Dolmetscher zu überbringen, welcher in Balkar wartete. Sobald es Tag war, verliess auch er das Lager und kam zu Rieger, welcher ihn bezahlte und entliess.

Um die nämliche Zeit befand sich die Expedition der Herren Cokin, Holder und H. Woolley mit den Grindelwaldführern Almer und Roth im Gebiet des Bezingigletschers, kaum eine Tagreise weit von der Unglücksstätte entfernt. Donkin hatte von Bezingi aus an Mr. Holder einen Brief geschrieben, worin er die Hoffnung aussprach, die beiden Gesellschaften möchten zusammentreffen. Zugleich teilte er mit, dass ihre Reise bald zu Ende gehe. „Wir werden morgen von hier weggehen und gedenken, Balkar zu erreichen. Von dort über Batum nach Hause.“

Dieser Plan wurde jedoch abgeändert; nicht Balkar, sondern Karaul war das Endziel der letzten

Tour. Aus dem Dumalatal aber konnten die Wanderer nur auf einem sehr hohen Gletscherpass (Ulluauzpass) über den Ostgrat des Dychtaumassivs einen Weg nach Karaul finden. Man durfte daher mit Sicherheit annehmen, dass das Unglück am Dychtau stattgefunden haben müsse.

Sobald man in England vernahm, um was es sich handle, wurden die nötigen Schritte gethan, um über das Schicksal der Verschollenen, wenn irgend möglich, Gewissheit zu erlangen. Sofort wurde der Generalgouverneur des Kaukasus, Fürst Korsakoff, von dem Ereignis in Kenntniss gesetzt, und dieser sowohl, als sämtliche russischen Behörden, taten alles, was in ihren Kräften stand, um die Nachforschungen zu unterstützen und zu fördern. Der Dolmetscher wurde angewiesen, wieder nach dem Gebirge zurückzukehren; Offiziere, Kosaken und Eingeborne folgten ihm. Sie alle waren von dem Wunsche beseelt, ihr Land von einem hässlichen Verdacht zu entlasten und gaben sich redlich Mühe, ihr Ziel zu erreichen. Schnell waren mehrere Nachforschungsexpeditionen organisirt, welche von Balkar und Bezingi aus nach dem Dychtaumassiv aufbrachen, geführt von Mr. Ph. Woolley, einem englischen Jäger, welcher sich just in Bezingi befand. Man drang bis an den Fuss des Dychtau vor; die tieferliegenden Gletscher wurden durchsucht; von England aus wurde kein Opfer gescheut, um den Eifer der Leute anzu-

spornen, und für jede sichere Nachricht wurde eine bedeutende Belohnung in Aussicht gestellt; — aber es war alles vergeblich. Die Schneestürme des Spätherbstes verwischten bald jede Spur und machten weitere Nachforschungen zur Unmöglichkeit. — Am 15. Oktober meldete Mr. Woolley durch ein Telegramm, dass infolge starken Schneefalls die obern Regionen des Hochgebirges unzugänglich geworden seien, — und damit schwand die letzte Hoffnung und der letzte Zweifel, wenn ein solcher noch bestehen konnte.

Ende Oktober kehrten die Grindelwaldner Almer und Roth glücklich zurück; sie erfuhren erst jetzt, dass drinnen im Kaukasus, in ihrer Nähe, die andern Bergsteiger spurlos verschwunden seien.

Vielleicht wäre ein anderes Resultat erzielt worden, wenn gleich von Anfang an tüchtige Bergsteiger mit Schweizerführern nach der Unglücksstätte aufgebrochen wären. Im Alpine-Club wurde dieser Gedanke lebhaft besprochen, und weder in England noch im Oberland fehlte es an Freiwilligen, welche bereit waren, sofort abzureisen. Allein es war zu spät. Bevor eine derartige Expedition Bezingi erreicht hätte, wäre es Winter geworden, und die unbekannten Schneeregionen durften zu dieser Zeit nicht mehr betreten werden. Man war daher gezwungen, diese Idee aufzugeben, so schmerzlich es auch war, und die Frage: warum, und wie haben die Bergsteiger ihren Tod gefunden? blieb

ohne Antwort. Es wurde zwar darüber viel gesprochen und geschrieben — sogar von ganz unberufener Seite —; aber man kam eben nicht weiter als zu blossen Vermutungen. Auch an weisen Vorwürfen fehlte es nicht; denn wenn irgendwo im Hochgebirge sich ein Unglück ereignet, — nicht wahr? — so muss dasselbe selbstverständlich immer durch irgend eine Unvorsichtigkeit veranlasst worden sein. Das sieht doch jeder ein, — der niemals droben war! Und es muss zugegeben werden, dass es viel vorsichtiger ist, in der Stube beim warmen Ofen zu sitzen und über die Unvorsichtigkeit anderer „beherzigenswerte“ Artikel zu schreiben, viel vorsichtiger, als sich etwa gar selbst mit sammt seinem kostbaren Leben einer Gefahr auszusetzen.

Mr. Dent aber, der sowohl die verunglückten Bergsteiger, als auch die Gebirgsnatur des Kaukasus gründlich kannte, schreibt: „Nie hat eine umsichtigere Gesellschaft die Region des ewigen Schnee's betreten. Die Führer waren ausgezeichnet und vorsichtig, und der Vorwurf, sie hätten unklug gehandelt, indem sie keine Eingebornen als Führer mitgenommen, kann nur von Personen erhoben werden, welche weder vom Bergsteigen überhaupt, noch von den im Kaukasus sich bietenden Schwierigkeiten einen Begriff haben. Im Kaukasus giebt es keine Führer, und das ist auch der Grund, warum das ganze Gletschergebiet so lange

unerforscht geblieben. Es unterliegt gar keinem Zweifel, dass trügerische Cornice-Gräte, Stein-
schlag und Lawinenstürze im Kaukasus viel häufiger
sind, als in den Alpen. Sie bilden eine Quelle
beständiger Gefahr, die auch der beste Bergsteiger
nicht immer voraussehen kann, ebensowenig, als
der Seemann zu verhindern vermag, dass sein
Schiff an einer verborgenen Klippe scheitert. Einer
solchen unberechenbaren Ursache ist denn auch,
wie ich glaube, das Unglück im Kaukasus zuzu-
schreiben, welches eine in der Geschichte des Berg-
steigens fast beispiellose, weitverbreitete Trauer
verursacht hat.“

* * *

Die vier Reisenden blieben verschollen, aber
nicht vergessen, und als der Winter zu Ende ging,
war die „Search Expedition“ nach dem Kau-
kasus beschlossene Sache. An der Spitze dieses
Unternehmens standen die Herren C. T. Dent,
Präsident des A. C. und Douglas W. Freshfield.
Niemand kannte das zu betretende Gebiet so gut
wie sie; denn beide waren schon mehrmals dort
gewesen; sie hatten den Kaukasus zu Ehren
gebracht und zogen jetzt zum dritten male hin,
um über das traurige Schicksal ihrer betrauten
Gefährten und Freunde Gewissheit zu erlangen.
Sie schlugen den Weg über Petersburg, Moskau

und Rostov ein. Kaspar Maurer von Innertkirchen und ich sollten sie als Führer begleiten und mit ihnen in Vladikavkaz, der Hauptstadt von Nordkaukasien, zusammentreffen. Gleichzeitig unternahm auch Mr. H. Woolley mit den Führern Chr. Jossi und Joh. Kaufmann von Grindelwald eine Expedition nach dem Centralkaukasus. In uneigennütziger Weise wollte er uns mit seinen Mannen bei den Nachforschungen helfen, bis wir unser Ziel erreicht hätten, um erst nachher seine eigenen Wege zu gehen. So hatten wir Reisegefährten gefunden, und am 1. Juli 1889 fuhren wir, vier Eisäxte stark, von Meyringen ab.

„Und von Zürich werden Sie zu Fuss gehen?“ fragte uns eine Dame, die im gleichen Wagen den Brünig hinauffuhr und aus unserm Gespräch gehört hatte, dass wir nach dem Kaukasus reisten. Sie zeigte ein lebhaftes Interesse für unsere Ausrüstung, und als ich ihr erklärte, dass wir von Zürich noch ein Stück weit die Eisenbahn zu benutzen gedächten, um dann nachher allerdings „zu Fuss zu gehen“, verwunderte sie sich sehr und wollte noch eine zweite interessante Frage tun, konnte aber ihren lebenswürdigen Vorsatz nicht ausführen, da sie von ihrem Ehemann durch einen Ellbogenstoss an dergleichen Conversation verhindert wurde.

Wir sprachen nur wenig und schauten nachdenklicher, als man es sonst gewohnt ist, zum

Fenster hinaus. Das Wetter war besser geworden; die Nebel verzogen sich, und zum ersten Mal seit vielen Tagen blickte die Sonne wieder herunter, nur furchtsam zwar, aber freundlich. Die Wasserfälle unseres Heimattales rauschten nie munterer die Felsen herunter, als an diesem Tage; der lange Regen hatte sie übermütig gemacht, — uns aber war nicht so sehr fröhlich zu Mut. Das Abschiednehmen, die Glückwünsche all' der Bekannten und besonders der Gedanke an die letztjährige Expedition und den traurigen Zweck unserer Reise hatte in uns allen ein beklemmendes Gefühl geweckt, welches nicht so bald weichen wollte.

Auf der Passhöhe benutzten wir den kurzen Halt, um auszusteigen und noch einen letzten Blick hinunter zu werfen in's Haslital. Und nun, auf Wiedersehen! —

Von Zürich durch's Tirol nach Wien.

Juli 2. Es war ein recht trostloser Regentag, als wir Zürich verliessen und die ganze Ostschweiz trug ein düsteres Nebelgewand. An der Grenze, als man unsere Habseligkeiten musterte, erregten unsere Gletscherpickel Aufsehen. „Wohin mit diesen?“ „Nach dem Kaukasus.“ Die Zöllner machten eine bedenkliche Miene. „Macht, dass es Euch besser ergeht, als den andern!“ Wir versprachen es, und damit passirten wir die Grenze.

Wir alle waren gewiss gute Patrioten; dennoch empfanden wir durchaus keine Freude bei der Wahrnehmung, dass der „alt böse Feind“, das Reich der Habsburger, vom Wetter nicht besser begünstigt wurde, als unser regensattes Vaterland. Im heiligen Land Tirol hingen die Nebelfetzen auch bis tief in die Täler herunter; faulendes Heu und betrübte Bauerngesichter mahnten uns lebhaft an Schweizersommerzeit. Die Nacht hindurch wurde es besser, und am folgenden Morgen glänzte uns die Donau in hellem Sonnenschein entgegen. Wien erschien uns daher wirklich als eine fröhliche Stadt. Auf dem Bahnhof trafen wir mit Mr. Woolley zusammen, welcher uns sofort einem gewaltigen Haufen von Gepäck vorstellte. Dasselbe, so erklärte er, müsse die ganze Reise mitmachen. Wir beluden einen Wagen mit den vielen Gütern, kletterten alsdann selbst auf den also gewonnenen Berg hinauf, und das wunderliche Fuder setzte sich in Bewegung nach dem Hotel „Stadt Triest“. Wir hatten den ganzen Tag zu unserer Verfügung und sahen uns die schmucke Kaiserstadt an. Den schönen Abend brachten wir im Prater zu, und vergassen bei den fröhlichen Klängen Strauss'scher Walzer für einen Augenblick, dass wir nach wenig Tagen schon menschenleere Einöden betreten sollten. Besonders Maurer, der ein grosser Musikfreund ist, bedauerte, dass wir so schnell von dannen müssten, und ahnungsvoll

sagte er: „In Russland wird's wohl keine so schöne Musik mehr geben.“

Um Mitternacht fuhr der Schnellzug ab; wir waren auf dem Wege nach Russland. Was Wunder, wenn wir daher fast mit wehmütigen Blicken das Lichtmeer Wien's nach und nach schwinden sahen! Doch wir waren sehr müde, und da es finstere Nacht war, wussten wir nichts Besseres zu thun, als einige Stunden zu schlafen.

Wien-Odessa.

Juli 4. Erwachten in Krakau. Wetter prächtig! Und nun ging's mit grosser Schnelligkeit durch Galizien, so ein unpoetisch ebenes Land ist mit vielen Getreidefeldern, erbärmlich schlechten Strassen und kahlen, magern Wiesen, auf denen hunderte von abgezehrten, hinfälligen Wiederkäuern verzweifelte Anstrengungen machten, zu weiden. Ihr Anblick hätte den Homer gewiss nicht begeistert zu dem schönen Vers vom „schwer dahinwandelndem Hornvieh.“

Spät Abends passirten wir die russische Grenze. Hier blüht ein besonderer Zweig von Fremdenindustrie; denn die Leute wissen, dass wer von Oesterreich kommt, gewiss noch etliche vergessene Kreuzerlein mitführt, die er nun in Väterchens Landen nicht mehr gebrauchen kann, und mit

grosser Begeisterung schlagen sie sich um die aus den Wagenfenstern fliegenden, ungewechselten Franz-Josephe. Denn der Kaiser von Oesterreich ist populär.

Podwolocyska: Halt! Aussteigen zur Physionomen-, Gepäck- und Taschenmusterung! Im Nu waren wir von einem Haufen von Zollbeamten und Gendarmen umringt; jeder Reisende bekommt seinen Aufseher; man darf sich keine drei Schritte weit von ihm entfernen. „O weh! Unser Schweizer-tabak!“ sagte Maurer. Doch Mr. Woolley wies seine Papiere; der russische Gesandte in London hatte einen Geleitbrief geschrieben, man solle uns ungehindert und undurchsucht passiren lassen — und das wirkte. Unsere Leibwache wurde plötzlich sehr artig und höflich, versah unsere Pässe mit einem schönen Stempel, und Tabak und Cigarren waren gerettet. Diese Russen sind ein vorzügliches Volk; die respektiren die Autoritäten!

Also waren wir in Russland. Zwar die Landschaft blieb dieselbe — eine ungeheure Ebene und Kornfeld an Kornfeld — aber der kreisförmige Horizont war für uns etwas Merkwürdiges, und statt „Kreuzer“ sagten wir nun mit grossem Selbstbewusstsein „Kopeken“. Die Fahrt nach Odessa war ziemlich langweilig; ich lernte aus einer russischen Grammatik die Zahlen von 1—20, nicht ohne Anstrengung, aber so gründlich, dass ich zwei oder drei davon behalten habe bis auf den heutigen Tag.

Am Morgen des 5. Juli trafen wir in Odessa ein. Die Hitze war schon drückend, und wir hatten die letzte Nacht nicht geschlafen; aber das Meer war nahe, und mein erster Gang galt ihm. Mit grosser Ehrfurcht begrüßte ich das viele Wasser — werden uns morgen hoffentlich als gute Freunde vertragen!

Odessa ist eine schöne Stadt, besonders am Abend, wenn der diskrete Mond nur Streiflichter wirft auf die weissen Mauern der Paläste und die armseligen Quartiere in vorteilhaftem Schatten stehen. Wir hatten einen gewandten Griechen als Dolmetscher engagirt, und dieser führte uns nach den herrlichen Gartenanlagen, welche das grosse Theater umgeben. Dort spazierten wir herum bis spät in der Nacht.

Der folgende Tag war schrecklich heiss und langweilig; Odessa hatte jetzt jegliche Mondscheinpoesie verloren, und doch sollten wir den ganzen Tag hier zubringen. Was beginnen? Zum Glück erhielten wir einen sehr angenehmen Besuch. Herr Dechy, dessen Name jedem Bergsteiger wohl bekannt ist, hatte von unserer Ankunft gehört und kam herbei, uns Glück zu wünschen. Er hatte Alpen, Himalaja und Kaukasus bereist und sprach mit Begeisterung vom Elbruz und seinen Nachbarn. Sein lebhaftes Gespräch brachte etwas wie erquickende Gletscherluft in unsere schwüle Umgebung, und als nun gar noch Signor

V. Sella, der berühmte italienische Tourist, bei uns eintraf und mittheilte, er werde mit seinem Führer Maquignaz ebenfalls nach dem Kaukasus gehen, da war von Langeweile keine Rede mehr, und schneller, als wir gehofft, war es Abend geworden. Wir waren froh, von Odessa weg zu kommen und begierig, unsere Meerfahrt anzutreten.

Ueber das Schwarze Meer.

Abends 5 Uhr lichtete der „Puschkin“ die Anker. Die Herren Dechy und Sella hatten uns nach dem Hafen begleitet und standen am Ufer, bis die letzte Signalpfeife ertönte. Jetzt schwenkten sie die Hüte — „Glück auf!“ rief Dechy, und „au revoir là bas!“ sein Begleiter. — Es wurde mir auf einmal ganz eigen um's Herz, und auch Maurer war still und nachdenklich geworden. Die Namen der beiden Herren weckten so manche Erinnerung an die Alpen und an wackere Männer, welche die Eisaxt mit sich in's Grab genommen. Dort stand Herr Dechy; aber sein Führer, Andreas Maurer, der ihn nach dem Himalaja begleitet hatte, war nicht mehr. Sella winkte einen letzten Gruss herüber, — mit ihm hatte mein Bruder im Winter den Mont Blanc traversirt, jenen Berg, an dem vor 15 Jahren unser Vater den Tod gefunden. All' diese Erinnerungen drängten sich

in diesem Augenblick zusammen, und ein unsäglich bitteres Gefühl ergriff mich bei dem Gedanken an Vater und Bruder — an Mont Blanc und Dychtau.

Das Meer aber war ganz stille; die tiefblaue Fluth atmete Ruhe und Frieden, und es war, als wolle ihr Anblick mit dem Schicksal versöhnen, wenn es auch noch so grausam gewesen.

Nach und nach trat das Land zurück; die letzten Lichter schwanden; doch über uns glänzten in wunderbarer Pracht Mond und Sterne.

Am andern Morgen, als wir auf Deck kamen, erblickten wir die Kuppeln von Sebastopol. Der Anblick von der Seeseite ist grossartig, und der erste Eindruck drängt sogar das besondere Interesse zurück, welches sich an den Namen der berühmten Festung knüpft. Wir hatten Zeit, für einige Stunden an's Land zu gehen. Maurer und ich durchwanderten die Stadt, — um eine schöne Illusion zu zerstören; denn so schön und grossartig der Anblick vom Meer aus gewesen, so trostlos öde sah es im Innern aus, und die fahle Umgebung gegen das Land hinein machte einen fast düstern Eindruck. Und kaum hatten wir uns eine Viertelstunde weit vom Hafen entfernt, so wurden wir bei jedem Schritt daran erinnert, dass wir uns in Sebastopol befinden und dass sich hier ein blutiges Stück Weltgeschichte abgespielt habe. Denn die Spuren des furchtbaren Krieges sind

noch allzugut sichtbar; wohl gegen hundert Gebäude liegen in Trümmern, und die zerschossenen, halbverbrannten Baumstämme wüssten wohl manches von französischen Kugeln zu erzählen. Warum kamen die Franzosen hieher? Ludwig Napoleon brauchte Kriegeruhm; darum musste der Malakoff fallen. Später hörte ich von einem russischen Studenten, dass es in Russland noch manchen andern, viel stärkern Malakoff gebe; sie seien aber nur nach unabsehbar langem Kampfe zu Fall zu bringen.

Um Mittag kehrten wir nach dem Schiffe zurück und fanden unsere Gefährten friedlich schlummernd in ihrer Kajüte liegen. Sie hatten das Schiff nicht verlassen.

Am Nachmittag gings weiter. Zahlreiche Kriegsschiffe, Boote und Fischerkähne belebten den Hafen; draussen aber war weit und breit kein Fahrzeug sichtbar, und bald fanden wir uns allein auf der ruhigen See.

Es wurde Abend; die Sonne sank ins Meer, und soweit der Blick reichte, erglänzten die Fluten in rötlichem Schimmer. Die romantischen, felsigen Ufer bildeten den schönsten Rahmen zu dem herrlichen Meeresspiegel. Wir kamen nach Jalta. Ich habe nie etwas Schöneres, Lieblicheres gesehen. Zwei Höhenzüge, mit prächtigem Laubholz geschmückt, senken sich gegen das Meer hernieder und schliessen ein entzückendes Tal ein, in welchem

sich die Stadt amphitheatralisch erhebt. Unzählige schmucke Villen zieren die schönsten Punkte, und ihre marmorweissen Mauern blicken gar freundlich aus dem grünen Blätterwerke herab aufs Meer. Einige mässig hohe Berge bilden den Hintergrund. Zusehends aber wich die Helle der Abenddämmerung, und was eben noch von den letzten Strahlen der Sonne verklärt erschienen, hüllte sich nun in entsagendes Dunkel. Doch bald schien jedes Fenster erleuchtet, und jetzt tauchte der Mond aus den Wellen empor. Die grosse Wasserfläche zitterte leise im Silberlicht, und ringsum war es lautlos stille. — Da plötzlich klang von einem russischen Kriegsschiff eine helle, fröhliche Weise über die Wellen herüber. Ein Minister war an Bord gekommen, und ihm zu Ehren liess nun die Kapelle ihre schönsten Melodien erklingen — ihm zu Ehren und uns Nichtministern zum Vergnügen; denn manche bekannte, liebe Weise drang hier nicht nur zum Ohr, sondern zum Herzen und machte einen ganz andern Eindruck, als früher manchmal in der Heimat. Ach ja, die Heimat! Gerne hätten wir an diesem Sonntag-Abend einen recht herzlichen Gruss hingesandt; doch das ging ja nicht an, und so wünschten wir denn im Stillen, dass alle die Lieben daheim heute Abend ebenfalls fröhlich und guten Mutes sein mögen.

Die Musik verstummte. Der Puschkin lichtete die Anker, und wir fuhren weiter. Mit Bedauern

sah ich die reizend schönen Ufer nach und nach zurücktreten, und nur zu schnell war die Krimm unsern Blicken entschwunden. Das Meer blieb ruhig; die schönste Mondnacht verlieh ihm einen Zauber, den es am Tage nie besitzt. Ich blieb auf Deck und träumte von Orientesnähe bis lange nach Mitternacht.

Der nächste Tag aber führte uns ein ganz anderes Stück Orient vor Augen. Wir mussten in dem elenden, schmutzigen Kertsch ein paar Stunden warten, just als die Hitze am grössten war. Mr. Woolly, Maurer und ich nahmen ein Bad im schwarzen Meer; die beiden Grindelwaldner aber trauten der salzigen Flut nicht, selbst dann nicht, als sie hörten, dass dieselbe ächtes Schweizer-gletscherwasser enthalte. Hierauf versuchten wir, eine Flasche Bier zu trinken, sahen uns jedoch bald veranlasst, das edle Getränk einem zahllosen Heer von Fliegen zu überlassen, welche dasselbe vorzüglich fanden.

Am 9. Juli Morgens 2 Uhr landeten wir in Novorossysk; die See war etwas bewegt; wir kletterten mit unserem Gepäck die Treppe hinunter in's schaukelnde Boot und fuhren dem Lande zu. Im Osten erhoben sich einige ziemlich hohe Hügel und hinter denselben deuteten Wolken unser Ziel, das Gebirge, an; wir waren in Kaukasien angekommen.

Der Mond schien helle; aber der Blick reichte nicht weit, und ungewiss, fast wie das Schicksal, lag die Ferne vor uns. Vor einem Jahr waren sie, die wir zu suchen gekommen, in Batum gelandet. —

Von Novorossysk nach Vladikavkas.

Novorossysk hat einen vorzüglichen Hafen und wird in nicht ferner Zukunft eine wichtige Rolle spielen als Getreidemarkt. Doch möchte ich hier keinen Sommeraufenthalt machen, ebensowenig, als den Ort beschreiben. Die Erinnerung an furchtbare Hitze, unbeschreiblich schlechte Strassen und schmutzige Bewohner lässt mich ohne grosses Herzeleid von ihm Abschied nehmen. Nur eine freundliche Erinnerung knüpft sich an seinen Namen: in dem Speisesaal unseres „Hotels“ hing ein hübsches Bild, das stellte den Thunersee dar. Ein Bild vom Thunersee — ein letzter Gruss der Heimat, und nun fort von hier! Freilich müssen wir auch Abschied nehmen von dir, herrliches Meer; doch hoffe ich, dich von einer hohen Bergspitze des Kaukasus wieder zu schauen!

Von Novorossysk geht alle Tage ein Eisenbahnzug nach Vladikavkas ab; den darf man also nicht versäumen. Auf dem Bahnhof trafen wir einen russischen General mit Familie; die Frau Generalin

war sehr freundlich und interessirte sich lebhaft für unsere Expedition. Sie hatte von dem letztjährigen, seltsamen Unglück gehört und theilte uns mit, dass dasselbe in der ganzen Gegend „beaucoup de bruit“ gemacht habe, und dass über den Grund des plötzlichen Verschwindens unserer Freunde noch immer die widersprechendsten Gerüchte zirkuliren. Viele glaubten, die unglücklichen Reisenden seien durch den „stets unheimlich krachenden“ Devtorakgletscher am Kasbek verschlungen worden. Wir sollten später erfahren, warum. Andere dagegen wollten sich nicht ausreden lassen, dass eine verbrecherische That verübt worden sei. — Die besorgte Frau mahnte uns zur Vorsicht, und gab uns manchen guten Rat, den wir aber, leider, nicht immer genau befolgen konnten.

Es war Mittag, als wir von dannen fuhren, im warmen Sonnenschein. Die Bahn führt durch ein äusserst fruchtbares und stellenweise schönes Tal; die Hügel zu beiden Seiten sind mit prächtigen Eichenwaldungen geschmückt, und die Vegetation darf mit Recht eine üppige genannt werden. Doch wird der Boden nur schlecht oder gar nicht bebaut; die ganze Gegend ist sehr spärlich bevölkert, und man kann stundenlang dahinfahren, ohne einer einzigen menschlichen Wohnung ansichtig zu werden.

Der Zug, da er alles mögliche mitschleppen muss, fährt nur langsam und hält auf jeder Station.

Für den Reisenden ist es angenehm, dass er überall Zeit hat, auszusteigen und Thee, Wasser, Früchte und dergleichen zu kaufen. Und der russische Thee ist bekanntlich ausgezeichnet. Weniger sympathisch war ein Theil des mitfahrenden Publikums. Zwar die Tscherkessen und Tataren in ihrer malerischen Tracht sind Prachtgestalten und verdienen wahrhaftig, dass man sie aufrichtig bewundere. Aber die russischen Damen der dritten Klasse qualmten unheimlich duftende Zigaretten, und mehrere tranken Schnaps dazu, was sie oft zu sehr lebhaften Gesprächen begeisterte. Das zwitscherte und kreischte in allen Tonarten, ohne Unterbrechung und ohne sichtbare Ermüdung während der ganzen Fahrt, d. h. volle 30 Stunden lang. An Schlaf war nicht zu denken. So ward es Abend und ward Morgen — der erste Tag. Doch bei Tagesanbruch erblickten wir zu unserer Rechten die weissen Häupter der Schneeberge, den Elbruz mit seinen zwei domartigen, imposanten Gipfeln, und dieser Anblick belebte uns wieder und stärkte uns für den Rest der Fahrt. Abends 6 Uhr gelangten wir nach Vladikavkas und fanden im Hôtel de France die nöthige Ruhe.

Vladikavkas („Herr des Kaukasus“) ist eine recht ansehnliche, fast hübsche Stadt, und ihre Lage und Wichtigkeit rechtfertigen den anspruchsvollen Namen. Hier öffnet sich das Terekthal, durch welches die berühmte Militärstrasse über

die Hauptkette nach Tiflis hinüberführt. Es ist dies die einzige Strasse, welche Nordkaukasien mit Südkaukasien verbindet, und Vladikavkas ist der Schlüssel zu dieser Pforte. Die grünen, waldigen Vorberge treten ganz nahe heran, und hinter ihnen, gen Südwesten zu, erheben sich die gewaltigen Schneeberge. Kasbek und selbst die herrliche Pyramide des Dychtau sind bei klarem Himmel von hier aus sichtbar.

Wir freilich mussten auf diesen Anblick verzichten, wenigstens für heute Abend; denn finstere Wolken zogen heran. Aber sie versprachen erquickende Kühlung, und wir begrüßten sie mit Freuden als Boten des nahenden Gewitters.

Am folgenden Morgen wurden unser Gepäck und Mr. Woolley's Vorräte einer genauen Musterrung unterworfen. Jede Büchse und jeder Sack wurde hervorgezogen und untersucht, und zu unserer grossen Genugthuung fanden wir, dass nichts verloren und nichts beschädigt war. Selbst der photographische Apparat hatte kein verhängnisvolles Abenteuer bestanden. — Was etwa noch fehlte, konnte leicht in Vladikavkas beschafft werden, und unter der Anführung eines russischen Schuhmachers, der ein bischen Deutsch verstand, durchzogen wir die Stadt, um Dieses und Jenes einzuhandeln. — Gegen Abend brach das erhoffte Gewitter los; ein starker Regen erlöste uns von

Hitze und Staub, und wir fühlten uns zum ersten Male wohl im fremden Lande.

Besteigung des Kasbek.

Die Herren Dent und Freshfield, welche den Weg über Moskau und Rostov eingeschlagen hatten, meldeten durch ein Telegramm, dass sie erst nach zwei Tagen in Vladikavkas eintreffen würden. Mr. Woolley beschloss, während dieser Zeit mit seinen zwei Führern ein Bischen in die Hügel hinauf zu spazieren, um sich auf die folgenden Strapazen vorzubereiten, und Maurer und ich schlossen uns freudig an. Sollte das Wetter gar günstig sein, so wollten wir den Kasbek versuchen.

So fuhren wir denn am Morgen des 12. Juli das herrliche Terektal hinauf. Die letzten verspäteten Nebelruten zogen gemächlich die Bergabhänge hinan, und der sie begleitende Blick traf nach und nach schöne Waldungen, grüne Weiden und schwarze Felswände, an denen alte Burgruinen wie Adlerhorste kleben, als letzte Zeugen kaukasischer Hartnäckigkeit. Nach wenigen Stunden schon waren wir mitten im Gebirge. Immer näher rücken die Felswände zusammen. Der mächtige Bergstrom bricht öfters durch schauerlich romantische Schluchten hervor, wild und trotzig, wie das Gebirgsvolk, das einst an seinen Ufern gekämpft.

— Erzählt sein Rauschen von verzweifelterm Ringen, von Heldentod und verlorener Freiheit?

Wir kamen rasch vorwärts. Auf jeder Station wurden die Pferde gewechselt, und in scharfem Trabe legten wir Werst um Werst zurück. Zwar unser Wagen glich einem ausgehöhlten Baumstamm; Federn und Polster sind Luxus im Kaukasus, und obgleich wir versucht hatten, durch Heu und Stroh unser Fahrzeug wohnlicher einzurichten, bekamen wir doch des Rüttelns und Schüttelns mehr als genug. Aber die romantische Schönheit des Tales entschädigte uns reichlich für den Mangel an Bequemlichkeit, und die frohe Hoffnung, morgen den Kasbek zu besiegen, liess uns holperige Strassen und derbe Stösse — zwar nicht völlig vergessen — aber doch gemüthlich hinnehmen.

Wir hatten bei einer Station Halt gemacht, um ein Glas Wein zu trinken. Der Wirt, ein pfffiger Jude, Namens Salomon Finkelstein, erbot sich, uns zu begleiten, und da er ziemlich geläufig deutsch sprach und mit den verschiedenen Dialekten der Asseten, Kabarden und Tataren ordentlich vertraut zu sein schien, so war er uns als Dolmetscher willkommen. Also zog er seine Stiefel an, küsste seine Frau und folgte uns nach dem Gebirge.

Da Meister Finkelstein uns auf der ganzen Expedition als Dolmetscher begleitete und in dieser Eigenschaft eine höchst wichtige Rolle spielte, so muss ich hier seiner mit ein paar Wortengedenken.

Er war circa 30 Jahre alt, schlank und ziemlich hoch gewachsen und trug einen stattlichen, schwarzen Vollbart, sah aber darum keineswegs aus, wie ein Kraftmensch. Er kleidete sich nach Art der Tataren in einen langen, wollenen Rock von schwarzer Farbe, und auf seinem Haupt sass eine dicke, schwarze Mütze, die aber später einem kleinen weissen Filzhut Platz machte. Ein langer Wanderstab, der mehr einem melancholischen Pilgerstab als einem fröhlichen Alpenstock ähnlich sah, begleitete die würdige Gestalt, welche jetzt zu uns auf den ächzenden Karren stieg.

Wir fuhren weiter, und Finkelstein erzählte einige Züge aus seinem Leben. Er war in Tiflis aufgewachsen und hatte Kupferschmied werden sollen. In der Werkstätte seines Meisters lernte er deutsch. Später brach er einen Arm, musste infolge dessen seinen Beruf aufgeben, und nun war er seit längerer Zeit bald hier, bald dort, nirgends lange, weil nirgends glücklich. — Die kleine Wirtschaft da unten, so klagte er, gehe auch nicht gut, und die Russen plagen die armen Juden beständig; man müsse fast unerschwingliche Patentgebühren bezahlen und sei dann noch immer nicht sicher vor Schimpfworten und Schlägen. Diese Behandlungsweise hatte den Mann, der einst gewiss die besten Anlagen zur Fröhlichkeit besass, misstrauisch gemacht. Ob die Engländer die

Juden auch schlagen? — fragte er mich, nachdem wir noch gar nicht weit zusammen gereist waren.

Ich glaubte, mit nein antworten zu sollen, und nun wurde Finkelstein zuversichtlicher, und seine eben noch besorgte Miene hellte sich auf.

Auch das Wetter schien guter Laune zu sein, und als wir Nachmittags die Station Kasbek erreichten, waren weder Wolken noch Nebelstreifen mehr sichtbar. Daher beschlossen wir, den Kasbek anzugreifen. Seltsamerweise hatte sich der Berg bisher unsern Blicken beharrlich entzogen, und auch jetzt noch spähten wir veregeblich nach Gletscher und ewigem Schnee. Steile Felswände begrenzen das Thal auf beiden Seiten und gestatten durchaus keinen Blick ins Weite.

Unsere Ankunft hatte Aufsehen erregt, und in kurzer Zeit befand sich Meister Finkelstein in lebhaftem Gespräch mit einer Schaar von Asseten, welche sich eifrig nach dem Zweck unseres Hierseins erkundigten. Ihre Bestürzung war nicht gering, als sie hörten, dass wir über den berühmigten Devtorakgletscher gehen und den Kasbek besteigen wollten; denn die meisten dieser Leute haben eine abergläubische Furcht vor den Eisblöcken und Gletscherspalten, und das Prophetenwort: „Die Welt werde untergehen, wenn Kasbek einmal erstiegen“, lässt sie mit scheuer Ehrfurcht zu dem stattlichen Berg aufschauen. Kein Mensch wollte glauben, dass er schon erstiegen sei, oder

dass wir den Gipfel erreichen und glücklich zurückkehren würden. — Die Furcht dieser Asseten ist nicht ganz unbegründet; denn der vom Kasbek niederfallende Devtorakgletscher zeichnet sich durch ein sehr rasches Vorrücken aus; daher das beständige Krachen und die mächtigen Gletscherlawinen, welche bis ins Terektal hinuntergelangen und durch Anstauen des Flusses verheerende Ueberschwemmungen verursachen.

An diesem Nachmittag aber sah alles so friedlich aus, dass sich einer der Eingebornen bewegen liess, uns den Weg nach dem Gletscher zu zeigen. Wir überschritten den Terek und stiegen auf seiner linken Seite über eine prächtig grüne Terrasse hinunter. Bald öffnete sich ein enges, schluchtartiges Seitental, durch welches der Abfluss des Devtorakgletschers herniederschäumt. Zusehends wurde das Thal weiter, und vor unsern Augen breitete sich eine schöne, sanft ansteigende Bergweide aus, welche uns an die besten „Alpen“ unserer Heimat erinnerte. Unwillkürlich sahen wir uns nach den Sennhütten um, aber vergeblich. Und nicht eine einzige Heerdenglocke belebte die Einsamkeit.

Diese lautlose Stille, der Anblick der zahlreichen weissen Alpenrosen und die Unterhaltung unseres israelitischen Dolmetschers verdrängte sehr bald jegliche Erinnerung an „auf der Alm“

und liess uns die ganze Umgebung als eine neue Welt erscheinen.

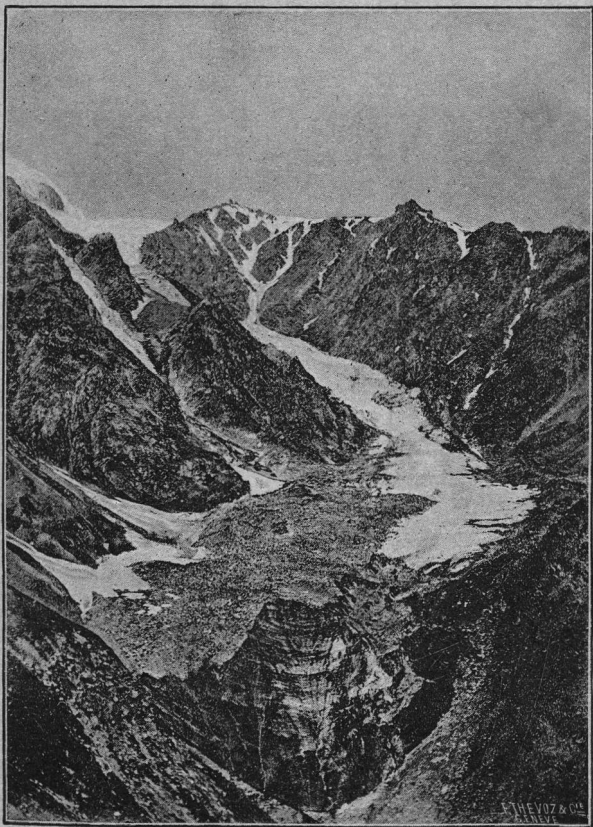
Ein ziemlich guter Pfad führt über die Weiden hinauf, und nach kurzer Zeit erblickten wir den Devtorakgletscher mit seinem steilen, schwärzlich gefärbten Eissturz. Verwitterte Felsgräte säumen ihn ein; vom Gipfel des Kasbek aber sahen wir immer noch nichts. In der Nähe des Gletschers steht auf einem grünen Hügel das „Devtorakhaus“, — die erste und einzige „Clubhütte“ des Kaukasus. Sie hatte zwar bisher noch keinen Bergsteiger beherbergt; da aber der Devtorakgletscher von Vladikavkas aus leicht zu erreichen ist, so kommen manche Reisende hieher, um wenigstens einmal in ihrem Leben einen Gletscher „nah zu sehen“.

Als wir gegen Abend beim Devtorakhaus anlangten, siehe: da trafen wir auf eine zweite Gesellschaft von Bergsteigern, welche sich eben zu einer tüchtigen Tour rüsteten. Es war der Herr Baron von Ungern Sternberg aus Tiflis, welcher mit einem Tirolerführer und mehreren Trägern eben angekommen war und nun die nötigen Vorbereitungen traf, um — den Kasbek zu ersteigen! — Ein prächtiges Zelt, ein grosser, famoser Kochapparat und schöne neue Steigeisen — alles Dinge, die wir nicht besaßen — lagen zum Aufbruch bereit. Wir dachten nicht anders, als wir würden die Tour zusammen machen und beschlossen, noch

heute so weit vorzurücken, als irgend möglich, um dann gleich in der Morgenfrühe frisch an's Werk zu gehen.

Mr. Woolley's Camera, sowie ein Theil unserer Vorräte wurden unter Finkelsteins Obhut beim Haus zurückgelassen; dafür luden wir ein Paar Stücke Holz und schritten fürbass. Der Baron wollte bald nachfolgen. Mittlerweile aber hatte sich der Nebel wieder herabgesenkt, so dass jeder Anhaltspunkt für unsere Route verschwand. Wir waren daher sehr froh, dass sich der Gemsjäger Besurtanoff (Sohn des Hauses), der die Umgebung gut kannte, erbot, uns ein Stück weit zu begleiten. Bald war der Gletscher erreicht. Wir überschritten ihn nach der linken Seite und kletterten nun den steilen Abhang hinauf nach dem schmalen Grat, welcher den Devtorak vom Tsechgletscher scheidet. Es war bereits Nacht, als wir da oben ankamen, und wir sahen uns nach einem bequemen Schlafplatz um. Ein grosser, überhängender Felsblock versprach Schutz gegen allfällige Segnungen aus der Höhe; also warfen wir unsere Säcke ab und fingen an, mit den Pickeln den unebenen Boden zu bearbeiten, um wenigstens die grössten Steine aus der harten Matratze zu entfernen. Sie polterten geräuschvoll zur Tiefe, während unser Theekessel schüchtern zu singen begann.

In der Höhe jagten sich finstere Wolken; hin und wieder trat der Mond für einen Augenblick



A. Fischer, *Zwei Kaukasus-Expeditionen.*

Devtorak-Gletscher am Kasbek.

Photographie von H. Woolley.

aus seiner düstern Umgebung hervor, und dann erblickten wir einige hundert Fuss unter uns den Gletscher und hoch oben den weissen Firnmantel, der vom Gipfel des Kasbek niederfällt. — Ein malerischer Schlafplatz, aber hart und kühl! Der Baron hatte weiter unten Halt gemacht, und sein weisses Zelt hob sich im Mondlicht deutlich ab von dem dunklen Gestein. Wir tranken unsern Thee und legten uns hernach — nicht schlafen, aber frieren. Maurer und ich hatten zusammen eine Wolldecke, welche dazu bestimmt war, uns über die Härte des Untergrundes hinwegzutäuschen; allein unsere Illusion war eine höchst mangelhafte. Und nun fing es an zu regnen. Sollten wir am nächsten Morgen als Geschlagene talwärts schleichen? — Nein, denn gegen Mitternacht wurde der Himmel klar. Ein Schlafplatz, wie der unsrige, hat den grossen Vorteil, seine Leute hübsch wach zu halten; keiner von uns musste erst aufgerüttelt werden, und weder Morgentoilette noch Frühstück machten uns lange zu schaffen. Um 1.30 brachen wir auf; unser Gemsjäger begleitete uns noch ein Stück weit und ging alsdann seinem Waidwerk nach. — Diese Burschen klettern mit einer ganz merkwürdigen Behendigkeit in den Felsen herum; sie thun es hierin wohl den besten Bergführern gleich. Sobald man aber auf Firn und Eis kommt, bleiben sie zurück; denn hier fehlt ihnen jegliche Erfahrung — und jegliches Schuhwerk. Wenn

einmal die kaukasischen Gemsjäger mit Eisäxten und soliden Nagelschuhen versehen sind, so wird sich wohl auch ihre Scheu vor dem Eis verlieren; sie werden alsdann ebenfalls Schneebrillen tragen und infolge dessen die Hochgebirgswelt mit ganz andern Augen ansehen, als bisher.

Wir hatten eine Weile dem flinken Jäger nachgeschaut, der seitwärts durch eine Geröllhalde hinunterstieg; dann wandten wir uns nach oben. Aus wolkenlosem Himmel schien der Mond hernieder und zeigte uns von ferne den weissen Firn des Kasbek. Aber welche Entfernung! Vor uns lag ein unendlich langer, schmaler Felsgrat, dessen Zacken allerlei wunderliche Schatten auf den Devtorakgletscher hinunter warfen. Ueber diesen Grat stiegen wir jetzt behutsam hinauf; denn das Mondlicht ist trügerisch, und die Hänge zu beiden Seiten waren ziemlich steil. Zahlreiche Felszacken traten uns hemmend entgegen, und manchmal sahen wir uns gezwungen, bald rechts, bald links ein Stück weit hinunter zu steigen, da das Ueberklettern nicht rätlich schien. Schwierigkeit und Gefahr waren nicht sehr gross, und da die Felsen und ihre Schatten immer neue, bizarre Formen zeigten, so gestaltete sich unser Mondschein-spaziergang zu einer höchst interessanten und reizenden Kletterpartie. Das wäre nun an und für sich recht schön gewesen; da wir uns aber meist alle fünf in einer Aufstiegslinie bewegten, so

verursachte das gegenseitige Warten manche Verzögerung, und wir kamen daher nur langsam vorwärts. Nach vier Stunden erreichten wir einen grossen Felsturm und machten einen kurzen Halt. Der Morgen brach an, und schon zeigten sich im Osten einige unheimliche Wolken. Wir sahen nach dem Gipfel des Kasbek empor und nahmen mit einem wohlbekannten Unbehagen wahr, dass wir noch sehr weit von unserm Ziele entfernt waren. Wir begriffen jetzt, dass man „im Kaukasus sehr hoch schlafen muss, um am folgenden Tag Erfolg zu haben.“ Hier, bei diesem Felsturm, sollte man am Vorabend campiren — aber was half uns jetzt diese Erkenntnis? Doch liessen wir dergleichen Reflexionen nicht allzu viel Boden gewinnen. Ein Zug aus der Flasche und dann vorwärts! Von den letzten Felsen ging's über ein mächtiges Schneefeld hinauf bis zum Fuss des Gipfels. Die Schneeeverhältnisse waren günstig, und wir machten erfreuliche Fortschritte. Allein etwa zweitausend Fuss unterhalb des Gipfels trafen wir auf harten Firn; der Abhang wurde steil; wir mussten Stufen hauen. Und nun stellte es sich heraus, dass wir alle totmüde waren. Das „Warum“ ist leicht erklärlich. Die besten Bergsteiger gestehen, dass jedes Jahr die erste Hochgebirgstour für sie ein hartes Stück Arbeit sei; denn Lungen und Glieder müssen sich erst wieder an die neue Anstrengung gewöhnen. Nun hatten

wir alle in diesem Jahr noch nichts „gemacht“, waren seit zehn Tagen auf der Reise fast beständig im Eisenbahnwagen oder in der Schiffskajüte und kamen nun plötzlich aus der heissen Steppe herauf in die Region des ewigen Schnees. Auch hatten wir die letzte Nacht fast gar nicht geschlafen. Mehr Luft! Die Brust arbeitete schwer — und nun für ein paar Stunden Stufen hauen! — Umkehren? Keiner dachte daran, und langsam arbeiteten wir uns zum Gipfel hinan, sehr langsam. Freund Kaufmann war noch ziemlich „fest“, und seiner Ausdauer hauptsächlich haben wir unsern Erfolg zu verdanken. Die letzte Stunde des Aufstiegs ist der Erinnerung wert. Im Nu waren wir vom Nebel umringt; ein eisig kalter Wind schnob uns grimmig entgegen, gleich einer heulenden Bestie, und unter dieser Musik erreichten wir den Gipfel, 5040 m über Meer. Es war halb zwei Uhr Nachmittags — wir hatten volle zwölf Stunden gebraucht vom Schlafplatz weg bis hieher.

Und die Aussicht? Hin und wieder riss ein heftiger Windstoss eine Lücke, und dann tauchte bald hier, bald dort, eine unbekannte Bergspitze aus dem wogenden Nebelmeer auf, um schon im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden. Ich fand dieses Schauspiel interessanter, als den Anblick irgend einer sonnigen Landschaft. Von unserm Standpunkte (d. h. wir lagen im Schnee) blickten wir nach dem etwas niedrigeren, zweiten

Gipfel des Kasbek hinunter; ein verfallener Krater, dessen Ränder von schwarzen Felsen gebildet werden, erschien er als merkwürdiger Nachbar unserer gewölbten Schneekuppe.

Wir blieben nur etwa zehn Minuten auf der luftigen Höhe, gruben eine kleine Flasche mit unsern Karten in den Schnee und traten den Rückzug an. Behutsam stiegen wir auf den Sattel hinab, der die beiden Gipfel trennt. Hier schnob der Wind noch grimmiger, als oben, und trieb die Eiskörner wagrecht vor sich her; die beiden Gipfel waren schon im Nebel verschwunden. Fort von hier! Wir setzten uns in den Schnee und rutschten nun mit grosser Schnelligkeit den langen Abhang hinunter. Heule nur zu, Sturmwind da oben; wir sind dir für immer entronnen!

Unten auf dem grossen Schneefeld war es still; wir legten uns eine gute Weile hin, um unsere erschöpften Kräfte zu sammeln für die nun folgende Kletterpartie. Die Sonne ging unter, als wir die ersten Felsen erreichten, und die Nacht überraschte uns mitten auf dem zerklüfteten Grat, der uns am Morgen so lange beschäftigt hatte. Wir waren müde; aber wir hatten gesiegt, und dieser frohe Gedanke hielt uns aufrecht. Unsere Weinflasche spendete den letzten Tropfen; dann zündeten wir unsere Pfeifen an und warteten, bis der Mond aufging. Langsam vorwärts! Hin und wieder löste sich ein Stein unter unsern Füßen

los und rollte, begleitet von freundlichem Nachruf, in die dunkle Kluft hinunter. Eben hatten wir uns um einen der zahlreichen hohen Felsstürme herumgewunden, da vernahmen wir Stimmen, und plötzlich tauchte das weisse Zelt des Barons vor unsern erstaunten Augen auf. Der Herr Baron hatte sich offenbar nicht sonderlich beeilt; er schien vielmehr gewillt zu sein, den Kasbek durch fortgesetzte Belagerung zur Uebergabe zu zwingen. Uns kam diese Methode trefflich zu statten; denn der freundliche Herr erquickte uns mit warmem Thee und bot Herrn Woolley ein Nachtlager an. Wir Andern kletterten weiter und erreichten Nachts 11 Uhr unsern Schlafplatz. Er war heute nicht bequemer als gestern.

Die Nacht war still und nicht sehr kalt; doch hinderte mich der Halbschlaf nicht an allerlei seltsamen Gedankenwanderungen. Hier ist's so einsam, so stille; in Paris aber hat man jetzt die glänzende Weltausstellung; wir haben heute den Kasbek erstiegen; morgen aber zählen wir den 14. Juli — allons enfants! — da fällt die Bastille. Meine Gefährten jedoch waren in Schlaf gesunken dachten weder an Kasbek noch an Bastille — was und sollte ich länger eine Ausnahme machen?

Am folgenden Morgen stiegen wir hinunter zum Devtorakhaus und sahen nicht aus, als ob wir möchten zum Photographen gehen; aber Mr. Woolley „nahm“ uns trotzdem. Das Bild muss reizend

aussehen! — Finkelstein kochte eine wunderkräftige Suppe aus Pfeffer, Salz und Hafermehl, welche drei Elemente durch die Zufälle des Transports eine intime Verbindung eingegangen waren; dann wandten wir uns talwärts und fanden am Terek unsere Wagen bereit. In sausendem Galopp fuhren wir das Terektal hinunter und gelangten Abends 7 Uhr nach Vladikavkas.

* * *

Unterdessen waren die Herren Dent und Freshfield eingetroffen und mit ihnen Capitain Powell, welcher vorzüglich russisch sprach und die ganze Expedition mitmachen wollte. Sie freuten sich über das Gelingen unserer ersten Bergfahrt, und da sie selbst von der langen Reise etwas mitgenommen waren, so sollte der folgende Tag ein Ruhetag sein. Doch gab das Aus- und Einpacken der Vorräte, Instrumente, Zelte etc. ziemlich viel zu thun; denn wir mussten natürlich die meisten Lebensmittel selbst mit in's Gebirge hineinnehmen. Unter den aus England hergebrachten Vorräten zeichneten sich die Silver'schen Suppenbüchsen durch besonders vortreffliche Eigenschaften aus. Dieselben enthalten circa 1 Liter gute, nahrhafte Suppe. Unten an der Büchse befindet sich ein mit Weingeist getränkter Docht, welcher zum Vorschein kommt, sobald man einen Blechstreifen loszieht.

Kommt man nun auf einen Berg hinauf, so hat man nach dieser kleinen Operation weiter nichts zu thun, als die Büchse auf einen ebenen Stein zu stellen, den Docht anzuzünden und das Ganze sich selbst zu überlassen. Nach ungefähr 10 Minuten erhält man auf diese Weise ein ganz vorzügliches warmes Gericht, und das lästige Holztragen fällt weg. Die Anzahl dieser Büchsen war aber nur für die eigentlichen Hochgebirgstouren berechnet; im „camp“ mussten wir mit ganz andern Dingen vorlieb nehmen. Denn von nun an gibt es keine Kaufläden mehr. Wein und geistige Getränke wird er auch nicht trinken, der Bergsteiger im Kaukasus, vielleicht nicht einmal genug saure Milch; denn die mohammedanischen Gebirgsbewohner leben in bitterer Armut. Und die zwei Flaschen Cognac, welche mit den Engländern angekommen waren, sollten nur in Notfällen als Medizin und Lebenselixir verwendet werden. Das wussten wir; darum stiegen Maurer und ich noch spät Abends in einen russischen Keller hinunter, setzten uns mitten unter die Kosaken, hörten mit grosser Geduld ihrem nicht eben kunstvollen, aber dafür sehr kräftigen Gesange zu und tranken eine Flasche feurigen, kaukasischen Weins.

Durch's Ardontal hinauf zum Adai-Choch.

Am Morgen des 16. Juli verliessen wir Vladikavkas, um unsere eigentliche Arbeit zu beginnen. Zwei Wagen wurden mit unserm Gepäck beladen; wir (die Führer sammt Finkelstein) setzten uns oben d'rauf, und nun ging's in rasendem Galopp querfeldein durch die Steppe, durch Gräben und ausgetrocknete Flussbette. Dreimal wurden die Pferde gewechselt, und zweimal warfen wir um; denn unser Kutscher hatte offenbar der Schnapsflasche mehr zugesprochen, als für Pferde und Wagen gut war. Strassen sahen wir nirgends. Die Hitze war schrecklich, und der Staub drohte uns zu ersticken. Wir passirten zwei ziemlich ansehnliche Flüsse, deren schmutzige Wellen sich träge daher wälzten; ihr Anblick vermochte unsern Durst nicht zu löschen. Brücken gibt es nicht; aber die russischen Kutscher und Pferde sind nicht wasserscheu.

Am Abend erreichten wir Allagirsk, eine ziemlich grosse Ortschaft am Ardon. Hier endet die trostlose Steppe; an ihrem Rand steigen waldige Hügel empor, die freundlichen Vorposten des Gebirges.

Jetzt kamen auch unsere Herren in einer Kutsche vierspännig dahergefahren. Auf der Verandah eines höchst einfachen Palastes bezogen wir Nachtquartier; d. h. wir legten unsere Schlaf-

säcke auf den Boden, krochen hinein und versuchten zu schlafen.

Die erwähnten Schlafsäcke sind eine sehr nützliche Erfindung; ohne sie wäre eine Kaukasus-expedition fast nicht denkbar. Sie bestehen aus einer sehr dicken Wolldecke, welche zu einem weiten Sack zusammengenäht ist; ein luft- und wasserdichter Ueberzug schützt vorzüglich gegen Kälte und Feuchtigkeit.

Diesen Abend aber fand ich trotz der Vortrefflichkeit meines Bettes den ersehnten Schlaf lange nicht. Wir hatten in Vladikavkas einige Deutsche getroffen, welche seit vielen Jahren in der Gegend wohnten und mit Hartnäckigkeit behaupteten: die Eingebornen da droben im Gebirge seien fast alle Räuber und Mörder; in Vladikavkas glaube Jedermann, dass die verschollenen Reisenden einer verbrecherischen That zum Opfer gefallen, und es sei höchst unvorsichtig, sich ohne genügende Bedeckung wieder hinaufzuwagen, und noch gar mit einem spitzbübischen Juden als Dolmetscher! — Die Leute waren zwar nie selbst „da droben“ gewesen, und Mr. Dent, dem ich von ihren Aussagen Mitteilung machte, erklärte: das sei lauter Unsinn und Unverstand; allerdings hätten mehrere Reisende in Svanetien unangenehme Erfahrungen gemacht; von den Stämmen diesseits der Hauptkette aber sei durchaus nichts Schlimmes zu befürchten. Das klang freilich tröstlicher; aber

dennoch konnte ich mich lange nicht frei machen von allerlei hässlichen Vorstellungen über die Todesart der Verschollenen, und erst spät in der Nacht verscheuchte der Schlaf die düsteren Bilder und Gedanken.

Von Allagirsk führt eine in kaukasischem Sinn ziemlich gute Strasse das Ardontal hinauf, und am Morgen des 17. Juli „scholl der Hufe Schlägen“ unserer vorzüglichen Renner durch das stille Tal. Die Nacht hindurch hatte es geregnet; der Staub war verschwunden, und jetzt am frühen Morgen wehte uns frische, erquickende Bergluft entgegen. Vergessen waren Hitze und Steppenstaub, vergessen die trüben Gedanken; der rauschende Bach und der Morgenwind erweckten neue, frohe Empfindungen.

Um 3 Uhr Nachmittags kamen wir nach Nicholajeff (Station eines russischen Ingenieurs) und machten Halt, um Thee zu bereiten. Hier zweigt sich das lange, schluchtartige Cejatal ab, durch welches die auf der Nordseite des Adai-Choch liegenden Gletscher ihr Wasser in einem mächtigen Bergstrom zum Ardon herniedersenden. Ein dunkler Föhrenwald ziert den Ausgang der Schlucht und verbirgt die Mündung des Stromes. — Wir luden unser Gepäck ab; Finkelstein sollte zur Bewachung desselben hier zurückbleiben, während wir der Adai-Chochgruppe einen Besuch abzustatten gedachten.

Es war ein herrlicher Abend, und als jetzt unsere Karren sich neuerdings in Bewegung setzen, um uns dem ersten gemeinschaftlichen Ziele entgegenzuführen, da gab sich in gegenseitigen fröhlichen Zurufen jene freudige, erwartungsvolle Stimmung kund, die den Genuss einer jeden Bergfahrt so wesentlich erhöht.

Wir fuhren mit zehn flinken Pferden das Ardonatal hinein. Dasselbe ist enger, als das Terek-tal, übertrifft dieses jedoch an wildromantischer Schönheit. Zu beiden Seiten erheben sich hohe, seltsam gezackte dunkle Felsen; jeden Augenblick tritt auf einem Vorsprung eine alte, halbverfallene Burgruine hervor und verleiht dem Bilde einen eigentümlichen Reiz. Bisweilen treten die Felsen ganz nahe zusammen, und der schäumende Bach bricht sich mit Donnergetöse Bahn durch die finstern Schluchten. Einzelne Partien erinnern lebhaft an das obere Haslital. Aber welche Unzahl von langen, tief eingeschnittenen Seitentälern! Ich hörte auf, sie zu zählen, oder nach all' den Namen zu fragen; aber unvergesslich bleibt der Eindruck, den die zahlreichen, rauschenden Bergbäche in der Abenddämmerung machten. Uns zur Seite sprengten die uns begleitenden Kosaken einher; ah, das sind Reiter! Das Thal schien kein Ende nehmen zu wollen; schon längst war es Nacht geworden, und immer noch trieben die Kosaken ihre Pferde zu rastloser Eile an. Um zehn Uhr

endlich machten sie plötzlich Halt. Aussteigen! erscholl das Commando. Hier liegt ein Dorf; hier wollen wir rasten. — Erstaunt blickte ich mich nach allen Seiten um; allein ich vermochte nirgends ein Dorf zu entdecken; denn törichter Weise meinte ich, wo ein Dorf sei, müsse man doch auch Häuser sehen. Meine Oberländlergefährten waren nicht glücklicher in ihren Entdeckungsbestrebungen; keiner von ihnen sah ein Dorf. Und doch tauchten nach wenigen Augenblicken ringsum hohe Tataren- gestalten auf, als wären sie plötzlich der Erde ent- stiegen! „T'is very strange,“ würde Hamlet gesagt haben; doch damit war die Erscheinung nicht erklärt. Also versuchten wir vor allen Dingen, mittelst einiger Kerzen eine bessere Strassen- beleuchtung zu erzielen, und nun fanden wir, dass es mit dem Dorf (Teeb) seine Richtigkeit hatte. Die Eingebornen führten uns nach dem „Palast“ des Ortsvorstehers, und dieser Palast, der aller- dings mit einer menschlichen Wohnung eine ent- fernte Aehnlichkeit hatte, gewährte uns Obdach.

Wir wollten ein Mahl bereiten, und jetzt bot sich mir die schönste Gelegenheit, meine irrigen Begriffe von kaukasischer Baukunst zu berichtigen und ein Stück „Leben am häuslichen Herd“ kennen zu lernen. Es war finstere Nacht, und ich wollte in irgend einer Küche eine unserer (nicht selbst kochenden) Suppenbüchsen in heisses Wasser legen. Wie ich nun so im Finstern herumtappte, wäre

ich bald durch ein „Kamin“ hinuntergefallen und so auf recht originelle Manier in eine sehr interessante kaukasische Wohnung gerathen . . . Nämlich die Kaukasier lieben die Einfachheit und bauen ihre „Häuser“ mit Vorliebe an die Abhänge; d. h. sie machen ein Loch hinein, mauern dasselbe ein wenig aus und schliessen es vorn ab durch einen Steinhaufen. — Kommt man nun von oben herunter, so denkt man kaum daran, dass da unten Menschen wohnen; denn das Dach besteht aus Erde; Gras wächst darauf, und nur der einer Oeffnung entsteigende Rauch lässt auf das Vorhandensein menschlicher Wesen schliessen. Betrachtet man dagegen ein kaukasisches Dorf von unten herauf, so erblickt man eine Menge schwarzer Steinhaufen und ahnt, dass diess wahrscheinlich die Front sei und dass sich hier ein Portal finden müsse. Ich suchte also nach einem etwas bequemern Eingang und gelangte denn auch bald an's Ziel. Die Wohnung bestand aus einem einzigen Raume; in der Mitte brannte ein mächtiges Feuer, und darüber hing ein Kessel mit siedendem Wasser. Die Beleuchtung war gut; dennoch konnte ich weder Tisch, noch Stuhl, noch irgend eine Art von Hausrat entdecken. In einem Winkel lagen zwei Männer auf einem Lager von Schaffellen und blickten in die Glut; die Flamme beschien prächtige, ausdrucksvolle Gesichter. Einer der Männer lud mich durch eine Handbewegung

ein, an seiner Seite Platz zu nehmen. Neben dem Feuer sass eine Frau am Boden, knetete Teig und buck Brod. Das ging sehr rasch von statten. Grobes Roggenmehl oder Mais, mit Wasser vermengt, gibt einen famosen Teig; dieser wird in Kuchenform in die heisse Asche gelegt, bis die Masse fest wird — und „Aschenbrödel“ ist fertig. Dieses Brod wurde nun auch unsere Liebblingsspeise; denn anderes, weniger Asche enthaltendes, gibts von jetzt an nicht mehr.

Unterdessen war die Suppe fertig geworden, und ich trat den Rückweg an, um mit meinen hungrigen Kameraden zu Tisch zu sitzen. Fast die gesammte männliche Bevölkerung drängte sich herzu und füllte unsern Speisesaal, der später auch als Schlafkammer dienen sollte. Die Eingebornen waren nicht in schlimmer Absicht gekommen; die Neugier hatte sie hergeführt, und so dehnten sie ihren Besuch ein Bischen länger aus, als eben nötig gewesen wäre. Mit kritischem Kopfschütteln sahen sie uns in die merkwürdigen Schlafsäcke schlüpfen; dann aber zogen sie sich diskret auf leisen Sohlen zurück und behelligten uns hinfort nicht wieder.

Ich will gleich hier bemerken, dass wir auf der ganzen Expedition uns niemals über das geringste Zeichen von Feindseligkeit der kaukasischen Gebirgsbewohner zu beklagen hatten. Wir sind ihnen im Gegenteil zu herzlichem Dank ver-

pflichtet; denn mit echt orientalischer Gastfreundlichkeit nahmen sie uns auf, überall wo wir hinkamen und suchten uns nach Kräften zu unterstützen. Sie kannten den Zweck unseres Unternehmens und wünschten sehnlichst, dass wir ihn erreichen und sie dadurch von einem hässlichen Verdacht befreien möchten. Gewiss, diese Bergbewohner sind wackere Leute. Zwar leben sie in grosser Armut; hartes Brod und Wasser sind ihre Hauptnahrungsmittel, und ihre Hütten haben meist weder Türen noch Fenster. Der Kaukasier wohnt auch vielmehr in seinem langen, dicken Rock, als in seiner schlechten Hütte; dieser Rock begleitet ihn überall hin und schützt ihn, wenn er unter freiem Himmel schläft, vor Schnee und Regen, bewährt sich als sein bester Freund in Sonnenschein und Sturm. O, Béranger, welch' ein schönes Lied hättest Du von ihm gesungen! — Wenn aber auch diese Wohnung baufällig wird? Und gar mancher der stämmigen Tataren geht in zerissenem Rock einher. Aber selbst in zerlumpter Tracht hat der Kaukasier etwas Vornehmes; in seinem ganzen Wesen und Auftreten, ja fast in jeder Bewegung spricht sich eine gewisse Würde, ein edler Anstand aus, und die schönen, charaktervollen Gesichtszüge tragen den Stempel von Mut und Selbstbewusstsein. — Zur Arbeit aber hat der Kaukasier nicht besondere Lust; sein Pferd und seine Waffen gehen ihm über Alles, und diesen

wendet er seine grösste Aufmerksamkeit zu. Wenn nur sein langes Messer blank ist und einen hübsch gearbeiteten Griff hat: was bedeuten alsdann Hunger und Kälte? — „Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König!“

Am folgenden Tag fuhren wir weiter das Tal hinauf. An mehreren Stellen hatte das Schmelzwasser die Strasse zerstört, und als wir uns dem Mamissonpass näherten, verschwand sie völlig unter den Schneemassen, welche die Lawinen von den südlichen Hängen des Adai-Choch heruntergebracht hatten. Pferde und Wagen kehrten um; wir aber stiegen den Mamisson hinan und standen nach kurzer Zeit auf der Passhöhe. Ein seltsames, aber herrliches Bild fesselte hier unsere ganze Aufmerksamkeit. Zu unserer Rechten (Nordwesten) erhoben sich die hohen Zinken des Adai-Choch, eine der gewaltigsten Berggruppen des Kaukasus. In unheimlicher Schroffheit streben die nackten Felsgipfel zu schwindelnder Höhe empor; ein mächtiger Gürtel von Lawinenschnee und Gletschern bildet die Vorwerke der trotzigen Feste. Doch plötzlich verliert sich der Charakter der wilden Hochgebirgsnatur; denn in unmittelbarer Nähe der Eisfelder liegen herrlich grüne Weiden mit erstaunlich üppigem Graswuchs. Es schien, als seien die Gletscher herniedergestiegen, um sich auf der lachenden Aue einen Strauss Feldblumen zu pflücken. Südkaukasiens tiefblauer Himmel und

freundlicher Sonnenschein verliehen dem reizenden Bilde Licht und Leben.

Ueber eine Stunde weilten wir auf der aussichtreichen Höhe; dann stiegen wir auf der Westseite des Mamisson bis zur nächsten Weide hinab. Diese liegt sehr hoch; aber wir wateten durch das herrlichste Berggras, das ich je gesehen. Nicht ohne Schwierigkeiten passirten wir einen grossen Bach und langten um vier Uhr bei der einzigen, ziemlich grossen „Sennhütte“ an. Wer aber glaubt, in einer kaukasischen Sennhütte werde man selbstverständlich Milch, Käse etc. zur Genüge finden, der täuscht sich arg. Zwar besitzt der Kaukasus die schönsten Bergweiden; keine schweizerische „Alp“ weist solch' üppigen Graswuchs auf; allein was wir unter Viehzucht und Alpenwirtschaft verstehen, kennt man hier fast gar nicht. Ein grosser Theil der herrlichen Weiden bleibt unbenutzt, und wenn wir auch hin und wieder Vierfüssler antrafen, so waren es Pferde oder Schafe.

Also wurde diesen Abend ein Hammel gebraten, und während wir in unserer Sennhütte Suppe kochten, wanderten unsere Gedanken unwillkürlich zurück nach den Sennhüten des Oberlandes, wo man nach einem tüchtigem Marsch sich zum Abendbrot nicht erst, wie ein Raubtier, ein Schaf wegholen muss von der Heerde.

Der Abend war wunderschön; Wetter und Gegend luden zu einem Spaziergang ein. Im Nordwesten der Hütte liegt ein ziemlich hoher Hügel, der in einer Stunde bequem erreicht werden kann. „Eine herrliche Aussicht da droben,“ erklärte Mr. Freshfield, welcher gleich nach unserer Ankunft allein hinaufgestiegen war. Ich folgte seinem Beispiel und hatte bald die Anhöhe erreicht. Eine herrliche Aussicht, wahrhaftig! Das Quellengebiet des Rion, eine blumige Aue, lag zu meinen Füßen, und dahinter steigen die zahlreichen Gipfel der Adai-Chochgruppe empor. Gegen zwanzig Gletscher senden ihre Wasser nach der weiten Talmulde herab; die zahlreichen Bäche durchziehen gleich Silberfurchen die grüne Trift und vereinigen sich zum starken Bergstrom, der weiter unten in einer Schlucht die Hügel durchbricht. Was aber diesem Anblick einen ganz eigentümlichen Reiz verleiht, das ist das Gefühl der Einsamkeit, der Alleinherrschaft der erhabenen Natur. Ich war ganz allein heraufgekommen; die Hütte war von meinem Standpunkt aus nicht mehr sichtbar, und so weit der Blick reichte, war keine Spur eines lebenden Wesens zu entdecken. Die rauschenden Bäche allein belebten die wundervolle Gegend. — Die Macht dieser erhabenen, unentweihten Natur ist überwältigend; aber man muss allein sein, um sich dem Gefühle der Ehrfurcht und Bewunderung ganz hingeben zu können,

und dieses Gefühl, dem sich etwas wie ein leiser Hauch von Wehmut beigesellt, wird nie so stark empfunden werden, als in der Abenddämmerung. — Ja, der Kaukasus ist erhaben und schön; noch ertönen hier nicht um jede friedliche Bergeshöh' die schrillen Dividendentriller der Signalpfeifen; noch ist diese Luft rein von Steinkohlendampf, und ich verstand die Begeisterung, mit welcher Mr. Dent den englischen Bergsteigern zugerufen: Go there!

Am 19. Juli, Morgens zwei Uhr, brachen wir von der Hütte auf, kehrten über den Mamisson zurück und wandten uns dann nach Norden, um die Kette des Adai-Choch auf einen neuen Gletscherpass zu überschreiten. Der Aufstieg war mühsam, aber nicht schwierig; wir überschritten den nicht gar grossen Gletscher, an welchem der Ardon entspringt; dann folgte eine hübsche Kletterpartie durch steile Felsen hinan, und um 8 Uhr Morgens stunden wir auf der Kammhöhe. Das Wetter war untadelhaft schön und von unserm Pass (Mr. Freshfield taufte ihn „Cejapass“) hatten wir nach allen Seiten hin eine herrliche Aussicht.

Der majestätische Adai-Choch (Westen) mit seinen vielen trotzigen Gipfeln fesselte in erster Linie unsere Aufmerksamkeit. Ha, wie steil und stolz die Felswände emporsteigen! da winkt noch ein Stück schöner Bergsteigerarbeit. Dann glitt der Blick den nördlichen Abhang hinunter nach

dem grossen Cejagletscher. Die gewaltigen Séracs des obersten Eissturzes versprachen einen interessanten Abstieg.

Wir verweilten ungefähr eine Stunde auf der Passhöhe, und nachdem wir einen strammen Steinmann als Wache aufgestellt, begannen wir den ausserordentlich steilen Nordabhang hinunter zu klimmen. Die Felsen waren schlecht und lösten sich leicht los, und da wir alle acht (allerdings an zwei Seilen) in einer Linie hintereinandergehen mussten, so durften sich die Letzten nur mit grösster Behutsamkeit bewegen. Das Achtung rufen wollte kein Ende nehmen. Auf die Felsen folgte der harte Firn, und jede Stufe kostete eine bedenkliche Anzahl von Axthieben. Ich bildete die Nachhut, und während Jossi vorn in der steilen Eiswand sich müde arbeitete, sollte ich zurückgehen, um eine bessere Route zu erspähen. Ich ging; aber ich erspähte nichts. Also drauf los geklopft da vorn! Langsam, Schritt um Schritt, gings nun weiter; die Höhe vom Steinmann bis hinunter zum Bergschrund beträgt zwar kaum mehr als 500 Fuss; aber dennoch brauchten wir über vier Stunden, um da herunter zu kommen. Der Bergschrund war ziemlich hoch; doch einer um den andern wagte den Sprung hinunter auf's Schneefeld.

Unser Mittagessen war sofort bereit; ein Stück Maisbrod, dem wir durch ziemliche Mengen von Gletscherwasser den Ort seiner Bestimmung glück-

lich erreichen halfen, schmeckte vortrefflich. Oben am Adai-Choch krachte eine Lawine nieder, als fröhliche Tafelmusik. Und nun gings den grossen Gletscher hinunter. Wie wir gesehen, war er arg zerpalten und nöthigte uns zu Hin- und Hermärschen und grosser Aufmerksamkeit; doch passirten wir ohne Unfall die drei Eisstürze und gewannen den Rand auf der linken Seite. Es folgte nun eine schrecklich lange, ermüdende Moräne, in welcher unsere Schuhnägel zum grössten Theil verloren gingen, und Abends 7 Uhr hatten wir den Fuss des Gletschers erreicht.

Nach einem sehr gemüthlichen Halt inmitten prächtig weisser Alpenrosen stiegen wir durch Weiden und schönem Lärchenwald dem Bergstrom nach das Cejathal hinab und gelangten Abends 11 Uhr wieder nach Nicholajeff. Die paar Stunden Schlaf hatten wir redlich verdient.

Vom Ardontal in's Uruchtal.

Am nächsten Morgen verliessen wir Nicholajeff und zogen durch ein Seitental des Ardon hinauf. Bis Sadon führt ein fahrbarer Weg; freilich mussten wir unsern höchst sonderbaren Gepäckwagen zu beiden Seiten halten, oft ziehen, oft stossen, oft anders aufladen, und der zwanzigstündige Marsch von gestern war auch noch nicht

ganz vergessen; doch kamen wir recht ordentlich vorwärts.

In Sadon (Silbermine, bedeutender Ort) machten wir Rast. Die Wagen konnten nicht mehr weiter; also Saumpferde her! Der uns begleitende Kosak, Wassili, brachte den Leuten unser Anliegen vor, und seiner unermüdlichen Energie gelang es, uns durchzuhelfen. Sieben starke Pferde wurden mit unserm Gepäck beladen — das gab einige abenteuerliche Lasten — und sieben Eingeborne führten sie am Zaum; dazu kamen der Kosak, Meister Finkelstein und — last not least — die Eng- und Oberländer, zusammen eine ziemlich ansehnliche Karawane von 17 Mann und 7 Pferden. So zogen wir gemächlich weiter. Abends 9 Uhr erreichten wir eine kleine Anhöhe; in der Nähe rieselte eine Quelle, und Holz fand sich ebenfalls; also schlugen wir hier zum ersten Male unsre Zelte auf. Maurer, der vom Himalaja her das Zeltleben wohl kannte, fand Gelegenheit, seine Kenntnisse zu verwerthen, und nach wenigen Minuten waren wir wohnlich eingerichtet. Es war Zeit; denn aus dem dichten Nebel fing es an zu regnen. Maurer und ich hatten ein eigenes Zelt; doch suchten auch der Kosak und Finkelstein hier Obdach. Die Eingebornen aber kauerten draussen am Boden, hüllten sich in ihre dicken Schafpelze und liessen es regnen.

Als wir am andern Morgen erwachten, regnete es noch immer, und der Nebel traf keine Anstalten

zur Abreise. Als wir aber einige Stunden marschirt waren, wurde es heiter, und wir passirten beim schönsten Wetter zwei nicht gar hohe Pässe. Erst Abends spät, als ich im Zelt bei Kerzenlicht mein Tagebuch nachtrug, erinnerten wir uns, dass heute eigentlich Sonntag gewesen wäre, und Finkelstein machte ein betrübttes Gesicht; denn er hatte ebenfalls nicht Zeit gefunden, an seinen Sabbath zu denken.

Am 22. Juli wurden wieder zwei Pässe „gemacht“, und wir gelangten in's Uruchtal. (Im Westen des Adai-Choch.) Der letzte Pass gewährte eine grossartige Aussicht: zum ersten Mal erblicken wir die Riesen des Centralkaukasus, deren Schneehäupter hinter einem näher liegenden Höhenzug auftauchten. Da drüben also! — Aber noch trennten uns mehrere Tagreisen von jenen Bergen.

Am Abend erreichten wir den obersten Theil des Uruchtales und fanden hier in einer Lichtung des grossen Waldes den schönsten Zeltplatz, den man sich denken kann. Ein ebener, grüner Rasenplatz, rings von dunklen Föhren umgeben, schien wie geschaffen zum Rasten.

Ganz in der Nähe murmelte der Strom, der, vom grossen Karagangletscher herkommend, sich durch den Wald ins Uruchtal ergiesst; sonst war alles ganz stille. Sehr bald aber zog ein Gewitter am Himmel herauf; Blitze und heftige

Donnerschläge folgten sich immer schneller, und ein starker Regen löschte unser Feuer aus.

Der andere Morgen brachte wieder schönes Wetter. Mr. Woolley fühlte sich unwohl und blieb mit seinen Führern bei den Zelten zurück, während wir andere uns aufmachten, um den nahen Gletscher zu besuchen. Mr. Freshfield hatte denselben vor zwanzig Jahren „entdeckt“ und freute sich auf die Stunde des Wiedersehens.

Der Bach war vom Regen angeschwollen und rauschte munter durch den prächtigen Wald uns entgegen. Hin und wieder drang ein Sonnenstrahl durch die Baumwipfel gleich einem neckischen Gruss in das friedliche Waldesdunkel hernieder. — Wir mochten wohl eine Stunde so gewandert sein, als wir, aus den letzten Bäumen hervortretend, plötzlich den grossen, herrlich blauen Karagamgletscher vor uns erblickten! Der Anblick war von entzückender Schönheit. Da lag der grösste, imposanteste Gletscher des Kaukasus vor unsern Augen, ohne Schutt und Steintrümmer, ja, fast ohne Moräne, und die grossen Eisblöcke schimmerten im reinsten Blau.

Ueberrascht waren wir in gemeinsamer Bewunderung stehen geblieben und blickten auf das herrliche Eismeer; dann aber näherten wir uns rasch dem Naturwunder und spazierten eine Stunde weit über den Gletscher hinauf. Hohe, zerklüftete

Felsen begrenzen den Horizont auf beiden Seiten, und unten schliesst sich der schöne Wald fast unmittelbar an den gewaltigen Eisstrom an.

Wir hatten uns auf eine wellenartige Erhebung zum Frühstück niedergesetzt und verweilten hier zwei frohe, glückliche Stunden, welche zu den schönsten Momenten des Lebens zählen; denn der Eindruck bleibt mit der Erinnerung. Etwas Schöneres, das fühlte ich, werden wir kaum mehr sehen; fanden auch auf der ganzen Reise diese glückliche Stimmung hinfort nicht mehr wieder. — Wollte uns der Kaukasus durch dieses friedliche, eigentümlich schöne Bild Versöhnung anbieten, bevor wir das verhängnissvolle Gebiet des Dychtau betraten? — Wir mussten weiter ziehen, und nur zu bald war all' die Pracht hinter dem Walde verschwunden.

Ueber den Stule-vsek nach Karaul.

Um 4 Uhr Nachmittags war alles marschfertig geworden. Nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns verliessen wir unser Bivouak, und langsamen Schrittes wanderten wir auf schlechten Wegen weiter. Eine mässig hohe Hügelkette lag vor uns, und nach zwei Stunden befanden wir uns auf der andern Seite des Berges, welcher das hübsche Seitenthal unsern Blicken entzog. Jetzt aber hiess

es, sich sputen; denn in sehr kurzer Zeit hatte sich der Himmel gänzlich verfinstert und drohte mit einem schweren Gewitter. Allein mit schwer beladenen Lasttieren kann man nicht so flink davon eilen, besonders nicht einen Berg hinunter, selbst wenn die Stimme des Donners noch so eindringlich zur Eile mahnt. Glücklicherweise nahm das Gewitter hierauf Rücksicht und brach erst los, als wir den Fuss des Abhanges erreicht und in dem kleinen Dörfchen Störtigor ein Obdach gefunden hatten.

Hier verabschiedete sich der Kosak Wassili, der uns bisher mit Rat und energischer Tat stets wacker durchgeholfen hatte im Verkehr mit den Eingebornen. Jetzt war seine Mission erfüllt: denn von Störtigor bis Karaul gab es keine Dörfer mehr.

Wir setzten am andern Tag unsern Marsch fort. Schon am Vormittag fing es an zu regnen, erst nur versuchsweise, dann immer stärker und zudringlicher, und am Nachmittag gesellte sich zu dem strömenden Regen ein dichter, kalter Nebel, welcher die ganze Gegend in ein „scheusslich Grau“ kleidete.

Wir wanderten einem Fluss entlang durch das unendlich lange Uruchtal. Wie dasselbe vor und nach dieser Sintflut aussah, weiss ich nicht.

Unsere Karavane gewährte einen malerischen Anblick: die Pferde verschwanden fast ganz unter

den übergeworfenen Decken, so dass man sie füglich für Kameele halten konnte, besonders da die Lasten manch verwegenen Höcker bildeten. Hintendrein zogen, in lange Regenmäntel gehüllt, die fremden Pilger mit bedächtigen Schritten einher; melancholisch hingen die Ränder der regenschweren Filze über unsere Ohren herab, und aus jedem Gesicht waren Heiterkeit und Tabakspfeife verschwunden. — So wanderten wir stundenlang durch das hohe, nasse Gras, bis endlich die Dunkelheit Halt gebot. Es war ein trostloser Abend. Mit Mühe und Not und nassem, grünen Holz vermochten wir ein kleines Feuerlein anzuzünden, und durch beständiges Blasbalg ziehen gelang es uns, die schwache Flamme so lange am Leben zu erhalten, bis jeder von uns eine Trinkschale voll heissen Thee's erhielt.

Die ganze Nacht hindurch goss der Regen in Strömen hernieder, doch ohne Wind und unsere Zelte leisteten wackern Widerstand.

Ein griesgrämig grauer Nebelmorgen folgte der langen Nacht; doch hatte es aufgehört zu regnen. Wir stiegen den Stule-vsek hinan (Vsek-Pass). Der Pass bot anfänglich keine Schwierigkeiten, und schon hofften wir, diese letzte Scheidewand vor Karaul werde bald hinter uns liegen. Aber gegen Mittag, als wir uns der Passhöhe näherten, blieben die Saumpferde in dem tiefen, weichen Schnee stecken und konnten nicht mehr

weiter. Keiner der sieben Tataren hatte den Pass jemals überschritten und da jede Spur eines Pfades verschwunden war und wir uns in dem dichten Nebel möglicherweise tüchtig verirrt hatten, so trauten sie dem Ding nicht mehr und wollten mit ihren Tieren umkehren, um jeden Preis. In energischen Reden und Geberden gaben sie ihren Willen kund; von der kräftigen, wohlklingenden Sprache der Tataren verstanden wir zwar kein Wort; ihre Geberden aber waren mehr international und brauchten nicht erst verdolmetscht zu werden. Bald lag unser Gepäck zerstreut im Schnee herum, und die Tataren wollten den Rückweg antreten. Als sie aber sahen, wie wir die Kisten und Säcke anpackten, um sie durch den Scheee zur steilen Höhe hinaufzutragen, besannen sie sich eines Bessern, und einer nach dem andern legte Hand an's Werk und folgte uns nach. Selbst Meister Finkelstein, dem die ganze Situation höchst bedenklich vorkam, liess sich bewegen, aus seiner Dolmetscherrolle herauszutreten und sich als Lastträger verdient zu machen. Dazu hatte er nun freilich sehr wenig Talent; mit einem leichten Sack beladen, keuchte er an seinem Wanderstab mühsam den Berg hinan und verzichtete alsdann auf die herrliche Gelegenheit, sich als Träger ferner noch auszubilden. Nach zwei Stunden saurer Mühe hatten wir endlich all' unsern Reichtum glücklich hinaufgeschafft, und durch den ausge-

tretenen Pfad konnten auch die Pferde nachfolgen, für welche allerdings der ca. 3400 m. hohe Pass etwas Unerhörtes war. Mr. Freshfield war uns allen längst vorausgeeilt — ohne Gepäck, versteht sich — doch hatte das lange Warten im Nebel seinen Eifer etwas abgekühlt, und er fand: wir hätten unbegreiflich viel Zeit gebraucht, um die kurze Strecke zurückzulegen; er sei schon lange hier. — Wahrhaftig!

Der Abstieg schien leichter; Pferde und Menschen hatten sich in die Lasten geteilt, und obgleich der Abhang steiler war, als es für eine derartige Truppe wünschenswert erschien, so kamen wir doch über Erwarten gut fort. Schon näherten wir uns einer weniger steilen Grashalde und glaubten gewonnen zu haben: da stürzte eines der Pferde und rollte mit unserm Küchengeräte den Abhang hinunter. Wir gaben es verloren; allein es erhob sich wieder, ohne erheblichen Schaden genommen zu haben, und nach längerem Suchen gelangten wir auch wieder in den Besitz der unentbehrlichen Instrumente. Noch ein paar Stunden tüchtigen Marsches — und wir waren in Karaul, dem obersten Theil des Tscherektals, angelangt. — Morgen ist Ruhetag.

In Karaul.

Karaul ist ein einsames, hochgelegenes Gebirgstal von eigenartiger Schönheit. Das Liebliche, Idyllische liegt hier unmittelbar neben dem Grossartigen, und es scheint, als ob die Natur alle Reize einer Gebirgslandschaft zu einem einzigen schönen Gemälde vereinigt hätte. Auf drei Seiten erheben sich hohe Berge und schliessen einen fast ebenen Talkessel ein, in welchem sich der Dychsu mit dem Tscherek vereinigt. Weiter unten treten die Felswände nahe zusammen und bilden eine romantische Schlucht, durch welche sich der Bergstrom mit Jugendkraft Bahn bricht. Heiteres Grün und bunte Blumen schmücken das Gelände, und die Bergabhänge auf der rechten Seite des Tales tragen das nämliche grüne Kleid bis fast zur Schneegrenze hinauf. Der gegenüberliegende Rand aber erhebt sich schroff und steil, und aus dem Hintergrund des Tales blicken einige trotzige, scharfkantige Schneeberge mit hängenden Gletschern hernieder. Dort oben entspringt der Dychsu, an dessen terrassenartigem Rand wir unsere Zelte aufschlugen.

Wir waren nicht wenig erstaunt, bei unserer Ankunft Karaul schon bewohnt zu finden. In der Nähe stieg eine Rauchsäule empor und bald entdeckten wir nicht weit vom Ufer des Baches zwei schöne, weisse Zelte, welche die unsern an Grösse

und Eleganz weit übertrafen. Sollte vielleicht irgend ein kaukasischer Fürst seine Sommerresidenz hieher verlegt haben? Nein, es war der russische Ingenieur und Topograph Bagdanoff, welcher schon seit mehreren Tagen hier weilte, um eine Karte der Gegend aufzunehmen. Er lud die Engländer ein, nach seinem Zelt zu kommen, und dort entwickelte sich unter dem erwärmenden Einfluss von beträchtlichen Mengen gastfreundlich gespendeten Thee's alsbald eine rührend innige, englisch-russische Freundschaft, die um so aufrichtiger war, als sich auch die Qualität des dargebotenen Trankes durch besondere Güte auszeichnete. — Soll ein artiger Herr gewesen sein, der Herr Bagdanoff, very kind, indeed! —

Wir hatten uns unterdessen an seine aus Kosaken bestehende Leibwache gemacht, und in kurzer Zeit gelang es der Beredtsamkeit Finkelstein's, uns ihre Sympathie zu gewinnen. Sie hatten einen grossen Vorrat von trockenem Brennholz zusammengetragen; wir aber waren mit Tabak besser versehen, und so beschenkten wir uns gegenseitig mit Gaben, die alsbald in Feuer und Rauch aufgingen.

Die ledigen Pferde hatten das Weite gesucht und zerstreuten sich über die schöne Weide hin. Die Tataren aber lagen um ein grosses Feuer herum am Boden, kauten ihr hartes Brod und waren fröhlich und guten Muts. Nach beendeter

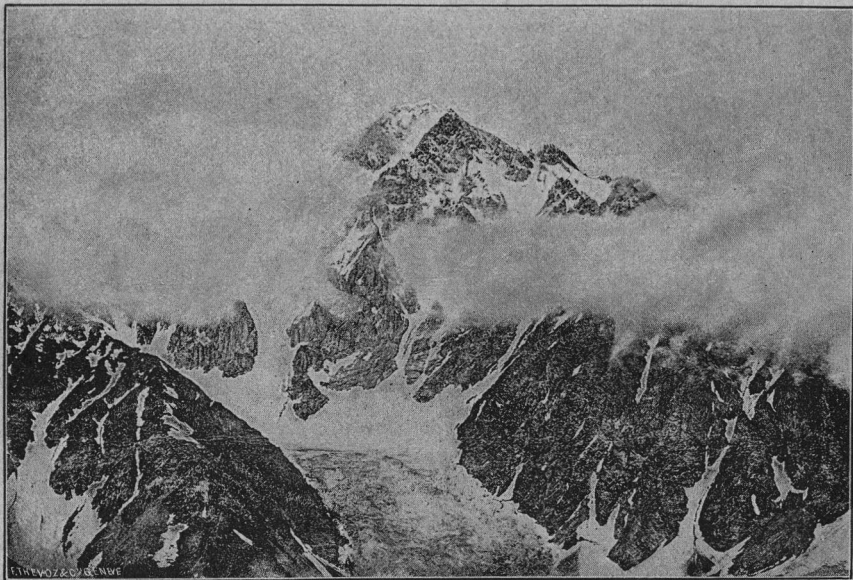
Mahlzeit huben sie an zu singen; es waren eigenartige, monotone Weisen, die mich fast melancholisch machten, — die Sänger aber schauten glücklich drein. Denn ihre Reise ging zu Ende; morgen wollten sie nach Hause zurückkehren. Sonderbare Menschen! Solche Armut, solche Genügsamkeit und solch' ergreifende Fröhlichkeit — ich hatte dergleichen nie gesehen. — Die Nacht brach an; schon lagen die nahen Schluchten in tiefer Finsternis; doch der Himmel war klar geworden, und freundlich blickten ein paar Sterne über den Bergrand herab in unser einsames Thal. Wir waren müde und hatten ein Recht dazu; aber der schöne Abend hielt uns lange wach. Erst spät in der Nacht begaben wir uns zur Ruhe.

Der 26. Juli war ein Ruhetag. Wir hatten Zeit, Briefe zu schreiben, Kleider zu trocknen und alles in Stand zu setzen für eine grössere Tour. Kaufmann ist unwohl; schlechtes Brod, Schneewasser und die Anstrengungen der letzten Tage hatten ihm übel zugesetzt; doch hofft er, morgen mit uns gehen zu können. Salomon Finkelstein bewährt sich als vortrefflicher Koch; eine Hammelkeule am Bratspiess drehen, ist für ihn grössere Wonne, als in ungenagelten Stiefeln über hohe Pässe zu spazieren, im Schnee herum zu waten und gar noch Gepäck tragen zu helfen. Ueber diese Art zu reisen geriet er in gerechten Zorn; — verdolmetschen wolle er schon, auch kochen,

wenn es etwas zu kochen gebe, aber Säcke schleppen? Nimmermehr! „Bin ich doch kein Gepäckträger noch Esel, und wenn die Herren werden unzufrieden, so mögen sie es sagen; will ja meinen Knecht Elieser nicht schicken nach England, zu holen für meinen Sohn ein Weib.“

Der nächste Morgen brachte herrliches Wetter, und wir wollten nach dem Dychtau aufbrechen; allein Kaufmann fühlte sich zu schwach und musste im Zelt liegen bleiben. Also wurde beschlossen, noch einen Tag zu warten; doch wollten wir die kostbare Zeit nicht unbenützt verstreichen lassen. Mr. Dent blieb in Karaul, um dem kranken Gefährten seine ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen; Mr. Woolley ging mit Maurer und Jossi das Thal hinaus, um sich über den einzuschlagenden Weg Gewissheit zu verschaffen, und Mr. Freshfield und ich stiegen den Bergabhang auf der rechten Seite des Tscherek hinan, um den (von Karaul aus unsichtbaren Dychtau zu recognosciren.

Der steile Hang war mit langem, zähem Gras bewachsen und gestattete ein gefahrloses, rasches Steigen. Nach drei Stunden trafen wir auf Schnee, fanden jedoch über rauhe Felsen einen bequemen, geraden Weg, und nach einer weitem Stunde hatten wir unser Ziel erreicht. Seil und Proviant waren in Karaul zurückgeblieben, und die Eisaxt spielte nur die bescheidene Rolle des Alpenstocks;



A. Fischer, *Zwei Kaukasus-Expeditionen.*

Dychtau.

Photographie von H. Woolley.

unter solch' günstigen Verhältnissen kommt man sehr rasch vorwärts.

Wir befanden uns auf einer Bergspitze von circa 3700 m Höhe und blickten nun quer über das Tscherektal nach dem Dychtau hinüber. — Ah, welch' ein Berg! Ein riesiges Massiv, imposanter, als Jungfrau, Mönch und Eiger zusammen, mit steilen, zerissenen Gletschern, weiter oben schauerlich zerklüftete Felstürme und Zacken, und das ganze stolze Bauwerk gekrönt durch eine prachtvolle, blendend weisse Pyramide: das ist der Dychtau, — der Grabstein unserer Freunde!

Der isolirte Riese liegt (nach der Schätzung des Hrn. Woolley) ungefähr vierzig Meilen östlich vom Elbruz, auf der Nordseite der Hauptkette. Vier Hauptgräte laufen in dem gewaltigen Gebirgstock zusammen und begrenzen die vier grossen Gletscher, welche denselben mit einem mächtigen Eisgürtel umschliessen. Zwei derselben, der Tutuin- und der Krumkolgletscher fallen auf der Südseite nach dem Tscherektal ab; die andern zwei, Mishirgi- und Dumalagletscher senden ihre Gewässer in's Urbantal (Bezingi) hinunter.

Der Dychtau (die russischen Topographen nennen ihn jetzt „Kostantau“) war bisher nur aus der Ferne bewundert worden. Schon Mr. Dent pries ihn nach seiner ersten Expedition als „den schönsten Berg, den er je gesehen,“ und Mr. Woolley, der

vor einem Jahr im Gebiet des Bezingigletschers war, sagt, dass er und seine Gefährten „manch' bewundernden Blick nach dem Dychtau hinübersandten und mit einem Gefühl tiefen Bedauerns aus der Gegend schieden,“ weil es ihnen nicht vergönnt war, die Besteigung zu versuchen.

Mit ganz anderem Interesse sahen wir heute zu dem gigantischen Gebirgsstock empor; sein Anblick erweckte Bewunderung, Grauen, Wehmut. — Wohl wusste ich schon lange, dass ich eines Tages diesem Berg würde gegenüber stehen, und doch wurde in diesem Augenblick die Erinnerung an das Geschehene mit aller Macht und Bitterkeit wieder lebendig. — Von unserm Standpunkt sahen wir östlich vom Gipfel des Dychtau den hohen Ulluaupass, über welchen, der letzten Nachricht zufolge, die Verschollenen ihren Weg nehmen wollten, um dann durch den Eissturz des grossen Tutuingletschers in's Tscherektal niederzusteigen. Hatten sie diesen Plan wirklich ausgeführt? — Wenn ja, dann musste ein Steinmann auf der Passhöhe stehen, und da die Reisenden unmöglich in einem Tag den hohen Pass traversiren konnten, so hatten sie unterwegs übernachten müssen, und wir hofften, da oben in den Felsen ihren letzten Schlafplatz zu finden.

Der Ulluaupass musste daher unser Hauptziel sein. Aber wie hinaufgelangen? Es gab nur eine

Route, und diese liess das Schlimmste befürchten; es war der grosse Eisfall des Tutuingletschers. Mit bangen Sorgen betrachteten wir den grimmen Gegner, und durch's Fernrohr sahen wir deutlich genug die unheimlich gähnenden Risse und die grossen, Einsturz drohenden Séracs. Doch hofften wir, der linken Felswand entlang würde der Aufstieg möglich sein. — Diese Beobachtungen waren von höchster Wichtigkeit; denn das Dychtaumssiv weist mehrere „Pässe“ auf und wir hätten ohne, vorherige Orientirung leicht einen andern, weniger gefährlichen Weg einschlagen und so den richtigen Pass gänzlich verfehlen können.

Es war 6¹/₂ Uhr Abends, als wir unsern Gipfel verliessen, und eine Stunde später standen wir am Rand der Talsohle. Weder Mr. Freshfield noch ich waren jemals in solch' rasendem Lauf von einem Berg herniedergestiegen. Um 8 Uhr langten wir bei den Zelten an und berichteten, was wir gesehen.

Kaufmann war ernstlich erkrankt, und wir sahen ein, dass wir ohne ihn an's Werk gehen müssten. Am nämlichen Abend noch wurden die letzten Vorbereitungen getroffen. Wir packten Proviant ein für zwei Tage; Finkelstein sollte bei den Zelten zurückbleiben und den kranken Gefährten pflegen.

Der Schlafplatz am Dychtau.

Der 28. Juli war ein Sonntag; hell und klar brach der Morgen an. Wir luden Proviant, Schlafsäcke und Seile auf unsere Schultern und wanderten in der Morgenkühle das Tal hinaus, bis dort, wo der Tutuin, vom Dychtau herkommend, sich in den Tscherek ergiesst. Der tosende Bach wurde unser Führer. Ein steiler schmaler Pfad wand sich durch das Gebüsch hinauf; dann folgte eine kleine Terrasse, und nachdem wir daselbst eine Weile gerastet, durchzogen wir eine hübsche, waldige Schlucht. Kühler Schatten empfing uns hier, und der Tutuin murmelte so friedlich, wie ein unschuldiges Bächlein; es schien, als nehme er nur ungern und zögernd Abschied von der reizenden Waldpartie, um sich dann in wilder Hast hinabzustürzen in's Tscherekthal. Die Schlucht erweiterte sich zu einer herrlichen Bergweide, und jetzt erblickten wir, gerade vor uns, den gefürchteten Tutuingletscher. Die Sonne ging eben unter, als wir den Fuss desselben erreichten. Der Abendhimmel war wunderbar klar, und wir alle wandten jetzt unsere Blicke und Gedanken dem Tutuingletscher zu, welcher in einem einzigen Eisfall von über 2000 Fuss Höhe (v. Mr. Woolley, „The ascent of Dychtau“) sich jäh in's Tal herabsenkt. Der Anblick war unbeschreiblich grossartig, aber zugleich unheimlich. Ein unzähliges Heer von

bizarr geformten, riesigen Eisblöcken starrten uns entgegen; dazwischen klafften die dunklen Schründe, und auf beiden Seiten stiegen die hohen Granitwälle fast senkrecht empor. — Morgen!

Wir befanden uns in einer Höhe von circa 3000 m; der Gletscher lag ganz nahe; aber das hohe Gras bildete einen weichen Teppich, auf welchem wir unsere Schlafsäcke ausbreiteten. Der Abend war wunderschön in dieser Umgebung; aber uns alle beschäftigte der Gedanke: Wie wird es morgen gehen? Und werden wir etwas finden?

Die Nacht war sternhell und still, aber kalt, und am Morgen lag dichter Reif um uns her. Sobald es dämmerte, brachen wir auf. Eine Stunde lang folgten wir der Felswand zu unserer Linken; dann aber sahen wir uns gezwungen, den Gletscher zu betreten. Wo wir uns auch hinwandten: ringsum erhoben sich haushohe, oft überhängende Séracs, und da es mittlerweile völlig Tag geworden, so sahen wir, dass mancher derselben dem Einsturz nahe war. Mit Mühe und fortwährend angestrenzter Aufmerksamkeit arbeiteten wir uns durch den Eisfall empor; hin und wieder liess sich ein dumpfes Krachen vernehmen, das Grollen des Gletschers, der noch nie betreten worden. Oder waren die unglücklichen Freunde vom Dychtau herniedergestiegen, um hier ein Grab zu finden? Und schritten wir vielleicht jetzt eben über ihre Leichen

hin? Dieser peinliche Gedanke lag nur zu nahe; doch keiner von uns liess ihn laut werden.

Nach drei langen, bangen Stunden hatten wir glücklich die fatalsten Stellen passirt und den Rand auf der andern Seite gewonnen. Das Schwierigste war getan; nach einer fernern Stunde lag der Verderben drohende Eisfall hinter uns, und wir betraten ein grosses Firnfeld, welches in sanfter Steigung zum Bergabhang hinanführt.

Die Umgebung war schauerlich grossartig. Ringsum erhoben sich schroffe, zerklüftete Bergspitzen; die steilen, trotzigen Felswände hatten den Schnee abgeworfen, und ihre kühnen Formen zeichneten sich scharf und klar gegen den wolkenlosen, tiefblauen Himmel ab. Schweigend schritten wir über das Schneefeld dahin und näherten uns dem Bergschrund. Hinter demselben stieg der steile, gegen 2000 Fuss hohe Abhang empor, ein Wall von Granit und Eis, welcher den Gipfel des Dychtau gänzlich verbarg. Der unheimlich zerklüftete Felsgrat zeigte mehrere Einsenkungen — welche von ihnen ist der Ulluaupass? Zögernd und unschlüssig waren wir stehen geblieben; wir wussten, dass von der Wahl des Weges der Erfolg unseres Unternehmens abhing. In diesem kritischen Moment war es der Topograph Freshfield, welcher die Entscheidung traf. Die vor zwei Tagen gemachten Beobachtungen kamen ihm jetzt trefflich zu statten, und mit Bestimmtheit wies er

auf ein steiles Eiscouloir hin: „Das muss uns zum Ziel führen“. Das ziemlich breite Couloir war auf beiden Seiten durch Felsenriffe eingerahmt; wir wählten die rechte Seite, weil hier die Felsen weiter hinaufreichten. Die Route war steil; aber der Granit bot guten Halt, und wir begannen zu klettern. Für einige Zeit nahm die schwierige Arbeit des Aufstiegs unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und gestattete kaum, an etwas Anderes zu denken. Es war um die Mittagsstunde, als Maurer, der vorausging, plötzlich aufschrie: „Herr Gott! Der Schlafplatz!“ Mit fieberischer Hast drängten wir durch die Felsen hinan und schauten auf: ja, wir waren am Ziel — das letzte Bivouak der Verschollenen!

Der erste Anblick machte einen überwältigenden, unbeschreiblich traurigen Eindruck. Hier auf diesem Felsen stand vor einem Jahr eine andere, Gesellschaft von Bergsteigern, glücklich und lebensfroh; mit Freuden hatte sie diese Stelle begrüsst, mit grosser Sorgfalt einen bequemen Schlafplatz geschaffen, um auszuruhen vor der letzten grossen Tour. Und nun standen wir auf dieser Stelle; das war der nämliche Schlafplatz, die nämliche Umgebung; aber wie ganz anders dachten und fühlten wir an dieser Stätte! Denn sie, die mit frohem Mut und freudiger Siegeszuversicht von hier ihr letztes Ziel begrüsst, — sie waren nicht mehr. Wohl hatten wir alle geglaubt und gehofft, diesen Platz

zu finden, und hatten beständig daran gedacht, und doch war uns in diesem Augenblick zu Mute, als wäre das Unglück soeben geschehen, ja, als sähen wir die geliebten Freunde den furchtbaren Abgrund hinunterstürzen. Jeder überliess sich seinem Schmerz; kein Wort wurde gesprochen.

Der Schlafplatz befindet sich in einer Höhe von 4300 m. Wie ein Adlerhorst ruht er auf einem Vorsprung der steil abfallenden Felswand. Eine brusthohe, äusserst sorgfältig aufgeführte Mauer in Hufeisenform gewährte Schutz gegen kalte Winde, und auf der andern Seite bildeten zwei grosse, überhängende Felsblöcke den natürlichen Abschluss des Raumes. Auf der Mauer stand ein Kochkessel, halb mit Wasser gefüllt; daneben auf einem Felsen lag ein geladener Revolver. In der Nähe waren Spuren eines Feuers sichtbar. Der eingemauerte Raum war mit Eis und Schnee angefüllt; hier mussten die Effekten der verunglückten Bergsteiger liegen. Die Herren Freshfield und Woolley machten sich auf, um unter Jossis Führung die nahe Passhöhe zu gewinnen; Powell nahm eine Skizze des Schlafplatzes auf, und wir andern fingen an, mit unsern Pickeln das Eis loszuhacken, um alles, was die Unglücklichen hier zurückgelassen, sorgfältig an's Tageslicht zu fördern. Da lagen Regenmäntel und Schlafsäcke; weiter hinten fand sich ein grosser Proviant-sack mit einem ansehnlichen Vorrat von Brot,

Suppenbüchsen und Thee. Das Eis leistete zähen Widerstand, und da die Mauer auf der einen Seite bis hart an den Rand des Abgrundes vorgeschoben war, so konnten wir nur abwechselnd arbeiten, indem immer einer den andern am Seil halten musste. Nach einer Weile fand ich das Tagebuch des Hrn. Fox, welches neben genauen, bis zum letzten Tag fortgeführten Berichten auch mehrere Skizzen des Dychtau enthielt, und fast gleichzeitig hob Maurer einen andern, ziemlich schweren Gegenstand in die Höhe; es waren mehrere Instrumente, welche Mr. Donkin sorgfältig in einen Handschuh eingewickelt hatte. Jedes Stück weckte schmerzliche Erinnerungen; das Ausgraben war eine traurige Arbeit. Aber ein Trost wenigstens blieb uns: wir hatten nun Gewissheit erlangt über das Schicksal der Verlorenen; der vereinsamte Schlafplatz erzählte mit unerbittlicher Grausamkeit ihre Geschichte. Am 30. August des vorigen Jahres waren sie vom Dimalatal über den Ulluaupass herübergekommen und auf dieser Seite bis zu den ersten Felsen herniedergestiegen, wo sie einen bequemen Platz fanden zum Uebernachten. Auf der Passhöhe stand ein kleiner Steinmann; es war der letzte, den Streich oder mein Bruder errichtete. Er enthielt keine Notiz.

Alle gefundenen Effekten lagen da, wie man sie eben hinlegt, wenn man früh Morgens aufbricht und Abends zurückkehren will. Gletscher-



pickel, Seil und die Rucksäcke der beiden Führer fehlten; die hatten sie mitgenommen. Ueber den eingeschlagenen Weg konnte kein Zweifel mehr obwalten; ihr Ziel war der Gipfel des Dychtau (5200 m). Noch diesen Riesen, den stolzesten, schönsten Berg des Kaukasus, bezwingen und dann fröhlich nach Hause! Doch da verliess sie das Glück.

Es war absolut unmöglich, dass die Eingebornen auch nur daran denken konnten, ohne fremde Hülfe in diese Regionen hinauf zu gelangen, und somit konnte von Ueberfall und Mord gar keine Rede mehr sein. Die Bergsteiger starben den Bergsteigertod.

Wir wandten nun unsere Blicke nach der verhängnisvollen Aufstiegroute, und der Anblick machte uns schauern. Ein schmaler, zerklüfteter Grat, in welchem sich zwei schroffe, schwarze Felstürme drohend erheben, führt nach dem Fuss des Gipfels. Diese Felstürme konnten unmöglich überklettert werden, und die kühnen Bergsteiger sahen sich daher gezwungen, sie zu umgehen, und untenher ein gefährliches Couloir zu traversiren. Wir alle waren überzeugt, dass das bittere Geschick sie dort ereilt. Selbstverständlich waren alle am Seil angebunden — eine weichende Stufe, ein herabrollender Stein — und der zuerst Fallende riss die Andern mit in die grausige Tiefe. Da war kein Halten bis hinunter zum Bergschrund, und hier fanden die Unglücklichen ihr Grab.

Und dann war der Winter gekommen; Lawinen hatten gewaltige Schneemassen hinuntergewälzt, und darunter schlafen vier gute Kameraden den Todesschlaf. — Dem Soldaten folgt eine Salve nach in die kühle Gruft, dem Sänger ein Lied seiner Freunde — um dieses Bergsteigergrab aber krachten die Lawinen: die erhabene Natur selbst bestattet ihre treuesten Freunde.

Schlafet wohl! In dieser Umgebung und vor diesem Ziel waren Eure Gedanken und Gefühle rein und gut; sie hoben sich empor zu Gott; da blieb nichts Unlauteres zurück.

Es wurde spät; wir mussten den Rückweg antreten. Mit einem Gefühl unsäglicher Wehmut verliess ich den denkwürdigen Ort; ich werde ihn ja nie wieder sehen! Das Schneefeld war bald erreicht. Noch einmal wandten wir uns um und sahen zum Ulluaupass empor; ein letztes Lebewohl! — und wir schieden für immer. Die Erinnerung aber wird dauern, so lang als das Leben selbst.

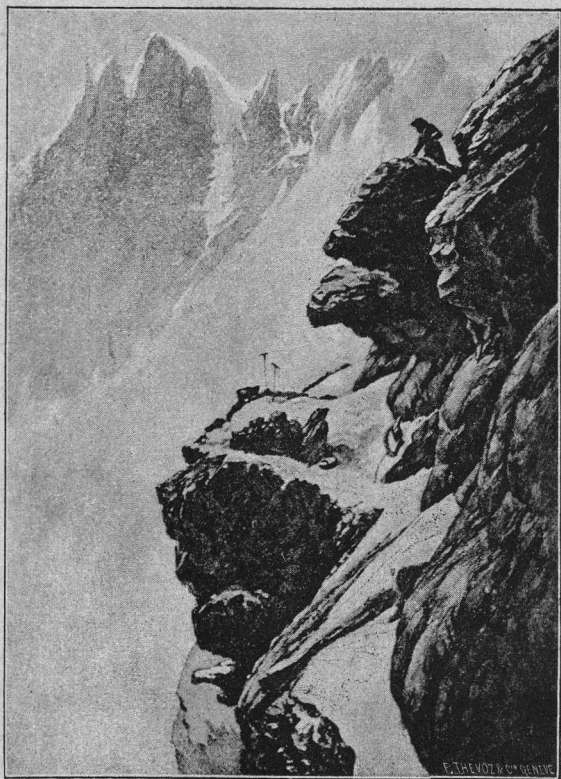
Wir stiegen in der Abenddämmerung den Tutuigletscher hinunter; zwei der grossen Séracs, unter denen wir am Morgen in bangen Sorgen vorbeigezogen, waren unterdessen eingestürzt; doch kamen wir glücklich über ihre Trümmer hinweg, und Abends acht Uhr erreichten wir unsern Schlafplatz. Unser Zweck war erreicht; wir hatten

über Ort, Zeit und Natur der Katastrophe Gewissheit erlangt. Weitere Nachforschungen wären nutzlos gewesen. Zwar die Leichname wurden nicht gefunden; aber es ist wohl besser so; denn wir hätten sie unmöglich den schwierigen Gletscher hinunter tragen können, und sie finden, nur um sie liegen zu lassen, wäre doppelt schmerzlich gewesen. Sie schlafen da oben so gut, wie auf dem Kirchhof, und der Dychtau ist ihr ewig schöner Grabstein.

Der Abend war traurig; wir sassen schweigend bei unserem Feuer und liessen die Erlebnisse des Tages noch einmal an unserer Seele vorüberziehen. Am andern Morgen kehrten wir nach Karaul zurück.

Von Karaul nach Bezingi.

Kaufmann war etwas besser; er und Finkenstein hatten mit Angst und Sorgen auf unsere Rückkehr geharrt und begrüßten uns jetzt mit aufrichtiger Freude. Das Wetter war immer noch prächtig, und am folgenden Tag (den 31. Juli) erstiegen wir einen ziemlich hohen Hügel, der sich unmittelbar hinter unsern Zelten erhob. Sein Abhang war von jener liebenswürdigen Steilheit, welche den Wanderer bei raschem Steigen auch entsprechend rasch höher hinauf gelangen lässt, und nach $2\frac{1}{2}$ Stunden hatten wir eine beträcht-



A. Fischer, *Zwei Kaukasus-Expeditionen.*

Der Schlafplatz am Dychtau.

liche Höhe erreicht. Eine herrliche Aussicht lohnte die leichte Mühe. Im Westen türmte sich die gewaltige Gebirgsmasse der Shkaragruppe empor; ihre grossen Gletscher (Dych-Su) reichten fast bis an den Fuss unsres Hügels, der sich wie eine grüne Insel aus dem Eismeer erhob.

Zwei Stunden lang lagen wir hier im warmen Sonnenschein. Mr. Woolley photographirte. Unser „Führer“, der Prinz von Karaul, der in dieser Gegend friedlich seine Schafe hütet, war nicht wenig stolz darauf, heute mit einem Gletscherpickel in der Hand durch sein Reich zu wandern. Und nun gar noch „aufgenommen“ zu werden! Ob der fürstliche Schäfer sein Bild erhalten wird, weiss ich nicht; verdient hat er's durch seine würdevolle, dem Ernst der Situation angemessene Haltung und Miene.

Beim Abstieg begegneten uns gute, liebe Bekannte — Alpenrosen und Heidelbeeren — und Mr. Powell und ich blieben zurück, um Blumen und Beeren zu pflücken. Allein das Wetter mahnte zur Eile. Rasch hatte sich der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt; um die fernen Berge zuckten die ersten Blitze, und wir eilten den Zelten zu. Und nun brach ein Gewitter los, wie ich es nie erlebt; Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag: ha, wie das die Berge herniederkrachte!

Es war plötzlich finster geworden; der Regen fiel in Strömen, und ein heftiger Wind peitschte

ihn durch die Zeltwände hindurch. Die Engländer wollten Thee trinken; aber Finkelstein flüchtete sich von der Feldküche weg in unser Zelt. „Sollen selbst kochen Thee, wenn sie so gar durstig sind.“ Von Schlafen war keine Rede. Der Tscherek war zum reissenden Strom angeschwollen und tobte mit unbändiger Wut in der engen Schlucht. Eine höchst denkwürdige Nacht; doch fanden wir sie ein wenig zu lang! Gegen Morgen liess der Sturm nach; aber aus dem dichten, kühlen Nebel fiel ein schwacher Regenschauer, und mir war zu Mute, als sei es über Nacht plötzlich Herbst geworden. „Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter.“ Denn wir hatten in Karaul nichts mehr zu tun; Mr. Woolley aber mit seinen Führern wollte von hier aus noch mehrere bedeutende Touren unternehmen.

Wir teilten unsere Vorräte und anderen Habseligkeiten. Von Balkar waren Leute mit Saumpferden gekommen, und bald waren wir zum Aufbruch bereit. Wir hatten nur wenig zusammen gesprochen, aber manches gefühlt und gedacht, und Jeder wusste, wie der Andere es meine. Ein Händedruck, ein herzliches „Glückliche Reise, auf Wiedersehn im Oberland!“ und wir wanderten durch's Tal hinaus, während die Grindelwaldner von ihrem Zelt uns nachblickten und winkten. Es war der 1. August.

Wir hofften, von Bk aar einen Weg zu finden

nach dem Dumalathl; von hier aus wollten wir alsdann nach dem Mishirgigletscher gehen, um dem Dychtau auch vom Nordwesten her nahe zu kommen.

Zwar hatten wir den Gedanken aufgegeben, die Besteigung des Bergriesen zu versuchen (Mr. Woolley betrachtete sie als das Hauptziel seiner Expedition); da wir aber durch das Tagebuch des Mr. Fox erfahren hatten, dass die betrauten Freunde am 27. August des vorigen Jahres vom Mishirgigletscher aus die Besteigung versucht, bevor sie über den unheimlichen Ostgrat zum letzten, verhängnissvollen Angriff schritten, so wollten wir auch diese Route so genau, als möglich, verfolgen.

Wir erreichten Balkar am Nachmittag, blieben hier über Nacht und überschritten am folgenden Tag den Gebirgskamm, welcher die Täler des Tscherek und Urban trennt. Derselbe ist hier nicht sehr hoch und kann auch von Pferden passirt werden. Aber der Nebel war so dicht, dass wir keine zehn Schritte weit sahen und uns gegenseitig durch Zurufen und Pfeifen in Verbindung erhalten mussten. Niemand kannte den Weg, und die grosse Schafherde, welche uns auf der Höhe empfing, konnte nur durch ratloses Blöcken ihr Mitgefühl zu erkennen geben. Das passte vortrefflich zu unserer Situation. Der Kompass liess uns zwar die Hauptrichtung inne halten; doch

Kompass schützt vor Nebel nicht, und anstatt das Dimalatal zu erreichen, gelangten wir bei Einbruch der Nacht nach Bezingi und hatten uns somit ganz tüchtig verirrt.

Bezingi ist ein grosses Dorf und wird seiner Lage wegen etwa auch das „Chamonix des Kaukasus“ genannt; aber dieser Name wird Ironie, sobald man dem elenden, schmutzigen Nest nahe tritt. Ich will den Ort nicht beschreiben; Mr. Dent hat es getan mit sehr viel Galgenhumor und Witz. Die Bemerkung, dass das stolzeste Gebäude von Kaukasus-Chamonix, der Palast des Prinzen, sich neben einer ordentlichen Sennhütte des Oberlandes kläglich ausnehmen würde, mag genügen, um die Herrlichkeit dieser Residenz zu charakterisiren.

Es machte einen höchst sonderbaren Eindruck, als bei unserer Ankunft in Bezingi aus all' den niedrigen Erdlöchern hohe, stämmige Kerle heraus traten, wahre Hünengestalten in langen Röcken, mit spitzen, weissen Filzhüten auf den Köpfen, und bewaffnet, wie flotte Banditen. Zur Enttäuschung des Lesers aber muss ich sofort bemerken, dass keiner dieser vielversprechenden Gesellen auch nur Miene machte, durch irgend eine besondere „Tat“ unsern Aufenthalt in Bezingi besonders interessant zu gestalten. Sie waren im Gegenteil sehr friedlich gesinnt, und als Finkelstein ihnen über den Erfolg unserer Nachforschungen

Bericht erstattete, bezeugten sie grosse Freude, und jeder wollte die vom Schlafplatz am Dychtau heruntergebrachten Sachen sehen. Denn von Bezingi waren die Verunglückten nach dem Dychtau aufgebrochen, um nicht wieder zurückzukehren. Die Leute brachten Eier und Hühner herbei, und wir lebten auf einmal im Ueberfluss.

Am nämlichen Abend noch erhielten wir einen ganz unerwarteten Besuch: es war der Führer D. Maquignaz von Valtournanche, welcher den Signor Sella nach dem Kaukasus begleitet hatte. Seine Gefährten waren hinaufgezogen in's Gebirge; er aber war krank und musste in Bezingi zurückbleiben, wo er sich seit zwei Tagen fast zu Tode gelangweilt hatte. Krank in Bezingi — doppeltes Elend! Wahrlich, der Mann dauerte uns aufrichtig; doch konnten wir unserm Gefühl leider nur in frommen Wünschen Ausdruck geben.

Der Mishirigletscher.

Es war am Nachmittag des 3. August, als wir von Bezingi aufbrachen, um durch das Urbanthal hinaufzugehen. Das Wetter war unheimlich düster und trübe. Die ganze Gebirgslandschaft trauerte im fatalsten Nebelgewand; kein Sonnenstrahl vermochte durchzudringen; kein Windstoss belebte das Nebelmeer. Es war, als hätte sich die

Natur einer frühzeitigen, stummen Herbstresignation hingegeben, als träume sie einen schwermütigen Traum.

Unser Weg führte dem Bach entlang, über einsame, verlassene Weiden. Im Kaukasus erklingt keine Herdenglocke, wiederhallt kein fröhlich Sennenlied an den Felswänden. Nur der Urban rauschte sein monotones Lied; sonst war alles öde und still.

Wir sprachen nicht viel und dachten an die verlornen Freunde, welche vor einem Jahr von Bezingi auszogen, in der stolzen Hoffnung, den gefürchteten Dychtau zu bezwingen. Heute wanderten wir auf demselben Pfad; unser Ziel war ebenfalls der Dychtau; aber der majestätische Berg hatte für uns eine andere Bedeutung gewonnen: wir kamen, um dem Grabstein der Gefallenen einen letzten Besuch abzustatten.

Unsere Umgebung war so recht geschaffen, um die Wehmut dieser Erinnerungen voll und ganz empfinden zu lassen. Tiefer und tiefer hatten sich die Nebel in's Tal herabgesenkt, und gegen 7 Uhr Abends wurde es so dunkel, dass an weiteres Vorrücken nicht mehr zu denken war. Eine ziemlich ebene Terrasse, die steil gegen den Urban abfällt, gewährte Platz zu einem Bivouak; dort schlugen wir unsere beiden Zelte auf. Dann durchzogen Maurer und ich bei Laternenlicht die nächste Umgebung, um Holz herbeizuschaffen. Freilich,

Bäume gab es hier nicht mehr; aber einige Alpenrosensträucher lieferten uns das so nöthige Brennmaterial, und nach kurzer Zeit brannte ein tüchtiges Feuer, dessen heimeliger Schein dem sonst so düstern Abend einen etwas fröhlichern Charakter verlieh.

Nur die gebunden mitgeführten Hühner aus Bezingi konnten sich nicht mit der neuen Situation befreunden, und ihre nicht eben melodischen Klage-töne halten wehmüthig durch den Nebel. Vergeblich stellte ich ihnen vor, dass der Präsident des Alpine Club himself sie morgen verspeisen würde: sie kannten keinen Ehrgeiz und wollten sich nicht trösten lassen. Also machte Finkelstein durch energisches Handeln ihren Leiden ein Ende.

Unterdessen hatten wir Thee bereitet und Kriegsrat gehalten; morgen bei Tagesanbruch wollten wir aufbrechen, um nach dem Mishirgletscher zu gehen. —

Unser Feuer verglomm allmählig; es wurde kühl, und aus dem dichten Nebel fiel ein durchdringender Sprühregen, der uns nach den Zelten trieb. Wir legten uns zur Ruhe; aber noch lange vernahm ich das Murmeln des nahen Bergstroms und das leise Geräusch des auf das Zeltdach niederfallenden Regens.

Der Morgen graute kaum, als wir erwachten und die Zelttüre öffneten, um zu seh'n,
„Ob noch die Raben herfliegen um den Berg.“

Die Raben flogen nicht mehr, und der erste, der zum Zelt hinaustrat, konnte einen Ausruf freudiger Ueberraschung nicht zurückhalten. Im Nu standen wir alle draussen, und was wir schauten, übertraf unsere kühnsten Erwartungen. Denn über uns wölbte sich der schönste blaue Himmel, und da oben im Hintergrund des Thales wurden einige Bergspitzen in weissen Schneemänteln sichtbar. Es war, als habe der frische Morgenwind allen Herbstestrübsinn weggescheucht, und freudig begrüsst wir den herrlichen Sommermorgen.

Flugs war unser Frühstück bereit; doch ehe wir noch zum Aufbruch gerüstet waren, kehrte der Nebel wieder. Erst schlichen nur ein paar kleine, scheinbar unschuldige graue Wölkchen die Bergabhänge heran; doch zusehends wurden sie grösser, und nun ergoss sich, als wie die Wogen der rückkehrenden Meerflut, ein gewaltiger, alles verschlingender Nebelstrom in unser eben noch so reizendes Tal. — Das ganze, höchst interessante Schauspiel hatte kaum eine Viertelstunde gedauert; es war von seltener Grossartigkeit gewesen; aber seine Wirkung auf unsere Bergsteiger-Gemüther war darum nicht erfreulicher. Wir hofften zwar, der freche Eindringling werde vor der aufgehenden Sonne die Segel streichen; aber nach ein paar Stunden ungeduldigen Wartens sahen wir ein, dass sich der Nebel für längeres Bleiben eingerichtet hatte, und alle frommen Wünsche und

freundlichen Apostrophen vermochten nicht, ihn zur Abreise zu bewegen. — Was ist da zu thun? — „Nothing“, sagte Mr. Dent, indem er mit englischem Gleichmut seinem Zelte zuschritt.

Mr. Freshfield aber liess sich von dem Nebel nicht imponiren. Er kam auf mich zu: „Wollen Sie mit mir einen Spaziergang machen?“ „Yes.“ Also nahm ich Seil und Pickel, drei hartgesottene Eier und ein kleines Maisbrot, und dann schritten wir in den Nebel hinaus. Unsere Gefährten blieben gemütlich bei den Zelten liegen, stopften ihre Pfeifen und wünschten uns „Glückliche Reise“.

Wir schritten auf der linken Seite des Urban den Fluss entlang, welcher uns den Weg nach seiner Quelle am Bezingigletscher weisen musste. Nicht weit hinter unserm Zeltplatz erhob sich eine zweite, höhere Terrasse; bald standen wir oben, und nach zwei Stunden tauchte ein hoher, schwarzer Wall vor uns im Nebel auf. Es war die grosse Moräne des Bezingigletschers. Derselbe ist wohl sechs Stunden lang, aber an seinem Ende nur wenig breit. Nach etlichen Minuten lag das Eismeer hinter uns, noch ein paar Schritte — und es war im Nebel verschwunden.

Wir wandten uns nach Süden und gerieten bald in eine grosse Steinwüste, ein Trümmerfeld, welches offenbar für unsern Empfang nicht einmal die elementarsten Vorbereitungen getroffen hatte. Denn die meisten seiner Bewohner, zahlreiche

ungeschlachte Granitblöcke, nahmen gar keine Notiz von uns, und die wenigen andern traten uns feindlich und wegversperrend entgegen. Der Nebel wogte hin und wieder, und dann tauchte bald hier, bald dort einer dieser rauhen, aus dem Vaterhaus verstossenen Gesellen auf; es war, als irrten sie planlos im Kreise herum.

Wir waren mehrmals nahe daran, ein Gleiches zu tun; doch das Zutrauen zur Magnetnadel liess uns ruhig weiter spazieren. Auf die Steinwüste folgte eine enge, halb mit Lawinenschnee angefüllte Schlucht. Zu unserer Rechten stieg eine dunkle Felswand fast senkrecht empor. Der Abhang auf der linken Seite aber war weniger steil, und nach einem kurzen Halt griffen wir ihn an. Keiner von uns sprach ein Wort; denn gute Reden mögen wohl jede andere Arbeit munter fortfliessen lassen — beim Steigen an steilem Bergabhang aber können sie nie mit Vorteil verwendet werden. Auch die Aussicht vermochte unsere Aufmerksamkeit nicht abzulenken; denn es gab nichts zu sehen. Rascher, als wir gedacht, hatten wir die Anhöhe erreicht und stiessen jetzt auf die gewaltige Moräne des Mishirigigletschers, die als ein Riesendamm den Eisstrom auf seiner linken Seite begrenzt. Eine Viertelstunde später stunden wir droben.

Hier machten wir einen längern Halt und wandten unsere Aufmerksamkeit den mitgebrachten

Lebensmittelvorräten zu. Dieselben waren nur für einen Spaziergang berechnet gewesen und leisteten nur ganz kurze Zeit Widerstand.

Wir befanden uns in einer Höhe von circa 3000 m. Der Nebel war keinen Augenblick gewichen, und nur unsere nächste Umgebung — einige Granitblöcke, ein Stück Gletscher und der Abhang zu unsern Füßen — liess sich in undeutlichen Umrissen erkennen. Nur das Rauschen der Gletscherbäche drang aus der Tiefe des Nebelmeeres zu uns herauf; sonst herrschte ringsum tiefe Stille. Alles um uns her machte den Eindruck fremdartiger, schauerlicher Einsamkeit. Wir fühlten die Nähe der erhabenen Gebirgsnatur; die frohe Hoffnung aber, die uns bis hieher begleitet, war geschwunden. Doch wollten wir nicht umkehren, ohne vorher den Gletscher betreten zu haben.

Wir stiegen von der Moräne hinunter und rückten behutsam über das trügerische Eismeer vor. Kaum hatten wir hundert Schritte getan, da wurde es auf einmal so finster, dass jeder von uns sich vergeblich nach seinem Gefährten umsah, und fast wollte mich ein Gefühl der Bangigkeit beschleichen. Aber in der Höhe zitterte die Nebelhülle; ein seltsames Leuchten überraschte den fragenden Blick . . . fiat lux! — und es ward Licht. Wie auf einen Zauberschlag sanken die Nebel bis tief in die Täler hinunter, und um uns her war heller Sonnenschein.

Was wir jetzt erblickten, war von unbeschreiblicher Grossartigkeit und entzückender Pracht; denn vor uns, in unmittelbarer Nähe und wunderbarer Klarheit erhoben sich die schönsten, imposantesten Gipfel des Kaukasus, Kostantau, Mishirgitalu und Dychtau, in blendendem Firngewand! Der hohe Gebirgskamm beschreibt einen gewaltigen Bogen vom Kostantau bis zum Dychtau und schliesst den Mishirgigletscher auf drei Seiten ein. An seinem Fuss lagen ungeheure Schneemassen: da krachten die Lawinen!

Ich hatte bis jetzt immer noch Anstrengungen gemacht, unsere geliebten Schweizerberge eben so schön und erhaben zu finden, als die „Täue“ des Kaukasus; heute aber beugte ich mich unwillkürlich vor der überlegenen Macht und Herrlichkeit der kaukasischen Riesen; denn die schönste Berggruppe der Alpen müsste beschämt in den Hintergrund treten vor dem majestätischen Panorama des Mishirgigletschers.

In sprachlosem Staunen waren wir stehen geblieben; denn noch nie hatten wir eine neue, glänzende Welt so plötzlich aus der Finsternis erstehen sehen. Dann aber stiegen wir in freudiger Hast den Gletscher hinan. Vom Kostantau krachte eine Lawine herab; wir beachteten sie kaum; denn unsere ganze Aufmerksamkeit wandte sich jetzt dem Dychtau zu. Er erschien von dieser Seite nicht so furchtbar, und wir waren überzeugt, dass

der Aufstieg von hier aus zwar schwierig, aber doch möglich wäre. Wenn die letztjährige Expedition bei günstiger Witterung und früher am Tag den Berg von dieser Seite her hätte in Angriff nehmen können, so würde ein Steinmann den Gipfel des Dychtau krönen, und wir stünden nicht an dieser Stelle! Einbruch von Nebel und Mangel an Zeit allein hatten sie veranlassen können, diese Route aufzugeben.

Wir ahnten nicht, dass an demselben Tag und zu derselben Stunde Mr. Woolley mit seinen Führern jenseits des Berges auf dem Krumkolgletscher stand und mit gleicher Bewunderung zu dem Gipfel des Dychtau emporschaute.

Mit grosser Aufmerksamkeit erforschten wir durch's Teleskop jeden Grat und jedes Couloir, und nachdem Mr. Freshfield eine Skizze aufgenommen, traten wir den Rückweg an. Von der Höhe der Moräne sandten wir einen letzten bewundernden Blick hinauf zu den glänzenden Firnen des Kostantau; es war ein Moment, in welchem der Gedanke „einmal und nicht wieder“ mit ganzer Macht über uns kam. —

„Und unter den Füßen ein nebliges Meer.“ Es war gut, dass wir beim Aufstieg Merkzeichen errichtet und hin und wieder unsere Fussstapfen wieder fanden, sonst hätte uns der Nebel leicht veranlasst, krumme Wege zu wandeln. Es war Nacht, als wir den Bezingigletscher überschritten

— wo waren denn unsere Zelte? Wir suchten und riefen; endlich erschallten auch von unten Stimmen zu uns herauf, und als wir uns näherten, sahen wir durch den Nebel hindurch den roten Schein eines mächtigen Feuers. Da sassen unsere Gefährten, brieten Kalbfleisch und waren guter Dinge. — Der „Gemeinderat“ von Bezingi hatte nämlich eine Deputation durch's Thal heraufgeschickt mit einem „gemästeten Kalb“; das sollten wir zum Andenken braten — und darum waren unsere Kameraden so aufgeräumt. Mr. Freshfield und ich hatten einen tüchtigen Appetit mit herunter gebracht — der Mensch lebt nicht von der schönen Aussicht allein, und so waren auch wir wohl zufrieden, heut' Abend unser berühmtes Maisbrod zu sparen.

Und nun erzählten wir von den Wundern des Mishirgigletschers — natürlich mit besonderer Rücksicht auf Zeltleben geniessende Bergsteiger, welche den ganzen Tag Nebel geschluckt hatten.

Ueber den Saluinan-Chiran-Pass.

Ein schöner Morgen folgte auf den gemüthlichen Abend; der Nebel war spurlos verschwunden. Wir brachen unser Lager ab. Finkelstein sollte warten bis zum nächsten Morgen, um alsdann mit den Zelten und dem Gepäck über Bezingi nach dem

M
Tschegeental zu gehen, während wir versuchen wollten, vom Bezingigletscher aus die Kette des Saluinan-Chiran zu traversiren und so ebenfalls nach Tschegem zu gelangen.

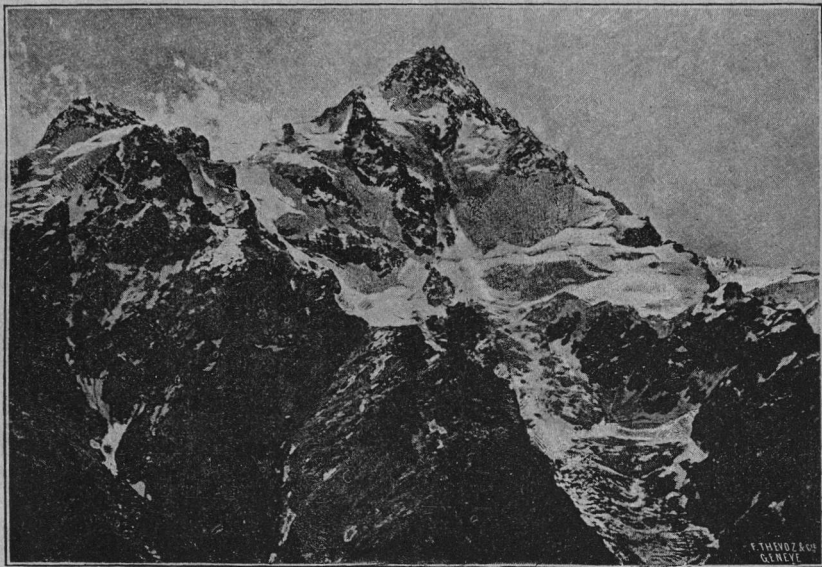
Wir versahen uns mit Lebensmitteln für zwei Tage. Einige Suppenbüchsen, einige Aschenbrödel und die Reste des geschenkten Bezingikalbes verschwanden in unsern Rucksäcken; sie sollten uns auf der langen Tour wesentliche Dienste leisten. Ein kleiner, aber rüstiger Esel trug unsere Schlafsäcke, und die Karawane setzte sich in Bewegung nach dem Bezingigletscher.

Derselbe gewährte heute einen ganz anderen Anblick als gestern; wie ein langer schmaler See, dessen Oberfläche nur leicht vom Winde gekräuselt wird, lag er vor unsern Augen da. Kein Schrund war sichtbar; dagegen begegnete uns ein zahlloses Heer von kleinen, mit fein zerriebenem Schutt bedeckten Eishügeln. Diese vermochten aber unserm Langohr nicht bange zu machen, und obgleich die Esel im allgemeinen für Gletscherpromenaden weder geschaffen noch dressirt sind, so schritt doch der erwähnte Träger mit Heldenmut über das Eis dahin, geführt von einem jungen Burschen aus Bezingi. Maurer fand es sehr interessant, dass wir nun auch für Esel sollten Stufen hacken; dergleichen war ihm in seiner langen Praxis noch nicht vorgekommen.

Der Abhang auf der rechten Seite des Gletschers war mit prächtigem Gras bewachsen; an seinem Fuss führt ein gangbarer Pfad der Moräne entlang. Die letzten Alpenrosensträucher lieferten uns Holz. Gegen Abend stiessen wir auf einige grosse Granitblöcke und fanden hier den aus frühern Expeditionen bekannten Schlafplatz „Misses Kosh“.

Von hier aus waren die „Riesen des Bezingigletschers“ angegriffen und bezwungen worden. Die Namen der beiden Grindelwaldner Almer und Roth fanden sich in den Felsen eingehauen; das Gras, mit dem sie ihren Schlafplatz ausgepolstert, lag noch da, und wo sie letzten Sommer Thee gekocht und Hammelfleisch gebraten, zündeten auch wir unser Feuer an. Ein Bächlein murmelte unter dem Gestein, aber so heimlich und verborgen, dass wir seiner nicht ansichtig wurden und auf den Gletscher hinuntersteigen mussten, um Wasser zu holen.

Die Nacht war still und kühl. Maurer und ich hatten Obdach gefunden zwischen zwei grossen Felsblöcken, die sich oben schützend zusammenneigten; die drei Engländer waren etwa zwanzig Schritte weiter unten in der Erde verschwunden. Die Sterne schienen noch, als wir aus unserm Versteck hervorkrochen, um Feuer anzumachen, und sobald der Morgen dämmerte, brachen wir auf. Unsere Schlafsäcke, Kochkessel u. s. w. trug der Esel wieder zum Zeltplatz in's Urbantal hinunter, wo



A. Fischer, *Zwei Kaukasus-Expeditionen.*

Kostantau.

Photographie von H. Woolley.

Finkelstein sie in Empfang nahm, um dann mit der gesamten Fahrhabe nach Tschegem zu wandern. Wir hofften, noch heute Abend dort mit ihm zusammenzutreffen.

Der Morgen war prachtvoll. Wir traversirten den Bezingigletscher nach der linken Seite und stiegen gegen den Saluinan-Chiran hinan. Der Abhang war sehr steil, der Aufstieg mühsam, und mehrmals machten wir einen kurzen Halt, um auszuruhen und einen bewundernden Blick nach Süden zu werfen; denn dort erschienen die herrlichen Gipfel des Tetnuld, Gestola und Djanga am Horizont. Aber mit bewunderndem Verweilen kommt man nicht zum Ziel, und heute galt es, zu arbeiten. Ein steiler, zerrissener Gletscher schien den Zugang zu unserm Pass verteidigen zu wollen. Wir suchten ihm auszuweichen und hielten uns, so lang irgend möglich, in den Felsen, sahen uns aber schliesslich doch gezwungen, seine Bekanntschaft zu machen. Er gab uns tüchtig zu schaffen, und erst gegen Mittag — ein paar Stunden später als wir gehofft — wurde die Passhöhe gewonnen (ca. 4140 m). Die schönste Aussicht belohnte die saure Mühe; kein Wölkchen trübte den Himmel, und soweit der Blick reichte, traf er auf majestätische Schneeberge und unzählige Eisfelder.

Wie mächtig und ergreifend wirkt ein Anblick, wie er sich uns hier darbot! Es ist nicht nur die Bewunderung der erhabenen Gebirgsnatur, was

hier die Seele bewegt — es ist das seltsame Gefühl des Unbekannten, Fremden und darum Ueberaschenden, das mächtig zum Menschen spricht und im ersten Augenblick mit fast erdrückender Wucht auf ihn eindringt. Erst nach und nach weicht dieser Bann, und die Aufmerksamkeit vermag sich den einzelnen Bildern zuzuwenden.

Auf der rechten Seite des Bezingigletschers, uns gerade gegenüber, erschien der majestätische Kostantau in stolzer Pracht; ihm gebührt unstreitig die Alleinherrschaft über dieses Gletschergebiet. Ein riesiges Matterhorn! doch sind seine Flanken nicht so unheimlich schwarz, wie diejenigen des „Löwen von Zermatt“, und darum weckt sein Anblick mehr ruhige Bewunderung, als Grauen.

Nicht weniger fesselnd war der Ausblick gegen Westen, nach der Leilakette hin. Hoch über dieselbe ragt der doppelköpfige Ushba zum Himmel empor, jener Berg, der die gefallenen Freunde zuerst beschäftigt, und dessen Besteigung als eine der „kühnsten Thaten“ bezeichnet wird, deren die Geschichte des Bergsteigens überhaupt gedenkt. (Die erste und einzige Besteigung gelang Herrn Cockin mit dem Führer U. Almer erst beim dritten Angriff, am 28. Sept. 1888.)

In der gleichen Richtung liegt Dongussorun, das riesigste Massiv, das ich je gesehen, und Tiutiurgu, hinter dem der weiter entfernte Elbruz

fast ganz verschwand. Auf der entgegengesetzten Seite erhebt sich der Gipfel des Saluinan-Chiran, etwa 400 m über die Passhöhe. Gipfel und Pass waren letzten Sommer schon „gemacht“ worden, ebenfalls vom Bezingigletscher aus, und hier stand der Steinmann als Zeuge des ersten Besuchs. Aber auf der andern Seite, gegen den grossen Shaurtugletscher hinunter, hatte noch kein Mensch den Pass betreten; da wollten wir jetzt unser Glück versuchen.

Nach einem Aufenthalt von anderthalb Stunden begannen wir den Abstieg. Schon vorher, als wir von der Höhe nach dem Shaurtugletscher niederschauten, sagte Maurer zu mir: „Da hinunter gefällt's mir nicht“, worauf ich nichts anderes zu entgegnen wusste, als „mir auch nicht.“

Ich ging voraus, dann folgten die drei Herren, und Maurer bildete die sichere Nachhut. Zuerst kamen steile Felsen; sie waren sehr schlecht, und bei jedem Tritt lösten sich Stücke los und rollten in die Tiefe. Mit grosser Aufmerksamkeit verfolgten wir ihren Weg und bemerkten, dass sie weiter unten mit rasender Schnelligkeit durch ein steiles Couloir nach dem Gletscher hinuntersausten. Der Firn musste dort sehr hart sein, sonst hätten die grossen Steine Eindrücke gemacht. Diese Wahrnehmung war nicht besonders geeignet, uns über den Ausgang unserer Tour zu beruhigen; doch waren wir entschlossen, den Abstieg zu versuchen.

Mit jedem Schritt mehrten sich die Schwierigkeiten; die Felsen wurden steiler; an mehreren Stellen kletterten wir einer nach dem andern über das Seil herunter. Und nun sollte der Genuss erst die rechte Würze erhalten. Die Strahlen der Nachmittagssonne trafen den Abhang über uns; das Eis taute auf, und ein wahrer Hagel von Steinen löste sich los. Wir drückten die Köpfe gegen die Felsen, so gut es ging; hart neben unsern Ohren pfffen und schnurrten die impertinenten Geschosse vorüber oder zersplitterten in der Nähe zu kleinen Stücken, und hin und wieder verkündete ein Schmerzenslaut, dass nicht alle gänzlich ihr Ziel verfehlten. Die Hintersten waren am meisten gefährdet; stürzte einer von ihnen, so folgten wir alle nach.

Unsere Lage war bedenklich; aber jetzt blieb uns keine Wahl mehr — hinauf konnten wir unter diesem Steinhagel nicht wieder; also mussten wir hinunter. Es folgten nun fast drei Stunden harten Kletterns unter beständiger Todesgefahr; gesprochen wurde wenig, gehofft nicht viel mehr; doch gewöhnten wir uns an das unheimliche Pfeifen. Aber ein Gefühl der Bitterkeit kam über mich bei der Aussicht, dass wir hier von den Steinen sollten meuchlings erschlagen werden, ein Gefühl, als geschähe uns schweres Unrecht und wir seien ohnmächtig, uns zu verteidigen.

Dennoch arbeiteten wir nach Kräften fort.

Weiter unten machte die Felswand eine Biegung; zwar wurde sie so steil, dass wir sie verlassen und das gefürchtete Couloir betreten mussten; doch schlugen die herunterpfeifenden Steine natürlich den geraden, kürzesten Weg ein und konnten uns nicht mehr erreichen. Die Musik blieb dieselbe; ihre Wirkung aber war nicht mehr so ergreifend, so packend, als zuvor.

Nun begann das Stufenhacken im harten Firn, beim Abstieg in steiler Eiswand eine saure Arbeit für müde Wanderer -- und noch lag der Gletscher einige hundert Fuss unter uns. Endlich erreichten wir eine Stelle, wo wir „wechseln“ konnten; d. h. Maurer nahm meinen Platz ein und fing nun seinerseits an, auf das Eis einzuhauen. Nach einer halben Stunde liess er einen fröhlichen Jodler erschallen. „Was gibt's?“ „Schnee, Schnee!“ Und wirklich, das Eis ging über in harten Schnee; zwei oder drei Streiche genügten, um eine sichere Stufe zu machen, und nun kamen wir schneller vorwärts. Es war Zeit; denn die Nacht brach herein. Zum Glück war der Bergschrund nicht zu hoch; wir sprangen hinunter und waren nun auf dem Firnfeld des Shaurtugletschers angekommen. Wir legten uns für einige Minuten in den Schnee; das Schwerste war überstanden.

Jetzt ging der Mond auf. Die Berge zu unserer Rechten gewährten einen eigentümlichen Anblick: ihre Schneehäupter glänzten im hellen Mondschein;

die untern Partien aber erschienen unheimlich schwarz. Vor uns lag der Gletscher in tiefem Schatten; zahlreiche dunkle Streifen durchzogen ihn; das waren die einladenden Schründe. Wir zündeten unsere zwei Laternen an und irrten nun ein paar Stunden auf dem unbekannten Gletscher umher, um einen Ausweg zu suchen. Ueberall gähnende Schründe! Dreimal überschritten wir den Gletscher seiner Breite nach; die grossen Spalten zwangen uns jedesmal zur Umkehr. Zur Abwechslung sank hin und wieder einer von uns in einen verdeckten Schrund; doch das Seil war lang genug, um dergleichen zu gestatten, und die andern hielten fest. Endlich gewannen wir die Moräne auf der rechten Seite; da lagen etliche grosse Felsblöcke, und wir machten Halt. „Wie spät?“ „Bald Mitternacht.“ Wir waren seit zwanzig Stunden auf dem Marsch, und die lang andauernde, gespannte Aufmerksamkeit war nicht minder ermüdend, als die körperliche Anstrengung; also blieben wir hier, um den Morgen zu erwarten. Die Nacht war sehr schön und völlig windstill, aber zu kühl zum Schlafen, da Feuer und Schlafsäcke fehlten. Wir legten uns zwar mit der besten Absicht neben die Felsblöcke; aber einer um den andern stand wieder auf und „ging emsig auf und ab“, sich zu erwärmen.

Sobald der Morgen graute stiegen wir, jetzt ohne Schwierigkeit, die Moräne hinunter und er-



A. Fischer, *Zwei Kaukasus-Expeditionen.*

Frauen von Tschegem.

Photographie von H. Woolley.

reichten nach ein paar Stunden den ersten Wald und das „Kosh“ eines Sennen. Kein Mensch war in der Nähe. Wir suchten nach Milch, aber vergeblich. Doch entdeckten wir ein grosses „Käskessi“ und kochten nun bei einem mächtigen Feuer eine Tasse Chokolade in dem riesigen Gefäss. Sie schmeckte besser, als je, und mit der Befriedigung eines Menschen, der nach überstandener Todesgefahr in Sicherheit frühstückt, sahen wir jetzt zu unsrem Pass hinauf — das war ein köstlicher Moment!

Und als wir von dännen ziehen wollten, siehe, da kamen ein paar Reiter durch's Thal herauf gesprengt. Sie hatten den Rauch unseres Feuers gesehen und begrüßten uns mit freundlichem Zuruf. Es waren der russische Topograph Djukoff und seine Gefährten. Sie hatten im letzten Herbst wacker mitgeholfen bei den Nachforschungen, und so bot sich uns jetzt unverhofft Gelegenheit, Herrn Djukoff persönlich für seinen edlen Eifer zu danken und ihm über den Erfolg unserer Expedition Bericht zu erstatten.

Er theilte mit, dass er in der Nähe stationire, um eine Karte der Gegend aufzunehmen, und lud uns ein, mit ihm nach seinem Zelt zu kommen. Er gab uns zu essen und zu trinken und entliess uns im Frieden.

Wir wanderten das Tal hinunter und erreichte am Abend bei strömendem Regen das Dorf Tschegem.

Finkelstein war weder gestern noch heute angekommen, und sein Ausbleiben erregte Besorgnis; da war nicht alles in Ordnung. Erst spät in der Nacht traf er ein und berichtete: „Ein Pferd ist gestürzt in den Abgrund; hab' ich lange Zeit suchen müssen die verlornen Büchsen und zurückkehren nach Bezingi, Hilfe zu holen.“ So ging fast ein Tag verloren; doch da waren wir nun alle wieder beisammen, froh, dass keinem von uns Schlimmeres begegnet war in den letzten zwei Tagen.

Wir brachten den 8. August in Tschegem zu. Dieses ist ein recht wohlhabendes Dorf, und seine Bewohner erwiesen sich als sehr gastfreundlich. Freilich waren sie eben so neugierig als gastfreundlich, und da sie just ein grosses Fest feierten (Zweck und Bedeutung desselben ist: sehr viel Rindfleisch zu essen), so kamen sie in hellen Haufen herbei, um uns ihre Sympathien kund zu tun — vielleicht auch, um ihre Feierkleider bewundern zu lassen. Einige mit grünem Turban geschmückte Mekkapilger schienen grosse Achtung zu geniessen. Alles, was wir mitführten, wollten sie sehen, von allem Zweck und Nutzen wissen, und wohl ein dutzend Mal wurden die Nägel in unsern Schuhen mit der grössten Aufmerksamkeit gezählt, eine Beschäftigung, die jedesmal mit dem staunenden Ausruf schloss: Allah, Allah! Ja, die Leute waren so freundlich und so zutraulich, dass wir die schönste Gelegenheit hatten, von Mr. Donkin's

berühmtem Rezept, „unendliche Geduld“, ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Doch erschien auch hier die Religion als Retterin; denn vom hölzernen Minaret herunter rief der Siegrist zur Moschee, zum Gottesdienst, und die Turbane zogen ab. Ja — Allah ist gross!

Von Tschegem in's Baksantal.

Am 9. August war das Wetter wieder herrlich. Finkelstein erhielt Weisung, das Tschegemtal hinunter zu gehen, um über einen niedrigen Pass in's Baksantal zu gelangen. Er sollte in Urusbie warten, wo wir am andern Abend einzutreffen gedachten.

Da Mr. Dent unwohl war, so wählte er ebenfalls diese Route, während wir Andern beabsichtigten, die Gebirgskette, welche die beiden Täler trennt, auf einem neuen Gletscherpass zu traversiren.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als wir von Tschegem auszogen; doch beeilten wir uns heute nicht zu sehr; denn noch dachten wir, wenigstens anfangs, bei jedem Schritt an die Tour von vorgestern.

Ein Saumpferd trug unsern Proviant und die Schlafsäcke, und hoch oben darauf tronte Mr. Freshfield's Heldengestalt. So ungefähr mag Alexander der Grosse ausgesehen haben, wenn sein

wackerer Bucephalus ihn hintrug in die Perserschlacht. Wir andern Macedonier folgten als Fussvolk.

Die Gegend war uns bekannt; denn vor zwei Tagen waren wir vom Saluinan-Chiran da heruntergekommen. Etwa drei Stunden unterhalb des Shaurtu-Gletschers öffnet sich gegen Westen zu das Seitental des Bashil-su; durch dieses führte heute unser Weg.

Wir erreichten in der Abenddämmerung das letzte „Kosh“, eine kaukasische Sennhütte, ganz nahe am Bashilgletscher. Zu unserer Rechten stürzte ein Bach über steile Felsen herab; dort oben lag der Gletscher, den wir morgen betreten wollten.

Die Sennen nahmen uns mit der grössten Freundlichkeit auf, gaben alles her, was sie hatten und wiesen uns den besten Platz zum Schlafen an. Es war das erste und das letzte Mal, dass wir im Kaukasus süsse Milch erhielten, frische Ziegenmilch, und sie war besser, als der saure Brei, mit welchem wir uns sonst gewöhnlich erquickten.

Ein tüchtiges Feuer wurde angezündet, und als wir Alle um dasselbe herum sassen, bemerkte ich, dass einer der Männer mich lange mit Aufmerksamkeit betrachtete, als ob eine Erinnerung in ihm wäre wachgerufen worden. Und wirklich war es so. Denn hier auf der nämlichen Stelle hatte vor einem Jahre mein Bruder gesessen und seine

Pfeife geraucht; ich trug den nämlichen grauen Filzhut, der mit dem Gepäck zurückgeblieben war — und der erwähnte Senne wusste, was vorgefallen und ahnte den Zusammenhang. Er kam auf mich zu, ohne ein Wort zu sprechen; denn wir hätten uns ja nicht verstanden; aber er reichte mir die Hand und kehrte schweigend an seinen Platz zurück. Ich fühlte, was er sagen wollte. — Unser Geld nahm er nicht an.

Morgens vier Uhr nahmen wir Abschied von den biedern Sennen und erreichten nach einer Stunde steilen Steigens den Fuss eines grossen Gletschers. Hier entspringt der Bach, der in einem kleinen Wasserfall über die Felsen hinunterschäumt.

Der Gletscher ist unten schmal und gestattete ein rasches Vorrücken; weiter oben aber erweiterte er sich zu einem stattlichen „Eismeer“ und wurde ziemlich steil. Wir bemerkten, dass der Aufstieg auf der linken Seite, der Moräne entlang, leicht und sicher wäre; doch hätte das Umgehen mehrere Stunden in Anspruch genommen. Darum beschlossen wir nach kurzer Beratung, durch den Eisfall auf der rechten Seite vorzudringen und kamen glücklich durch. Rückwärts schauend, genossen wir eine herrliche Aussicht. Dychtau und Kostantau erschienen von hier als isolirte, prachtvolle Pyramiden, vor denen die Riesen am oberen Bezingigletscher bescheiden

zurückwichen, da sie viel zu nahe zusammengerückt erscheinen und einander im Wege stehn.

Der Eisfall lag hinter uns, und vor uns dehnte sich ein mächtiges Schneefeld aus, an dessen Rand sich in weitem Halbkreis steile Fels- und Eiswände erhoben. Auf welchem Punkte hatte die letztjährige Expedition die Kette überschritten, den „neuen, prächtigen Pass“ gemacht? Wir wussten es nicht. Einzig gegen Südwesten hin zeigte sich eine beträchtliche Einsenkung, und wir schritten durch eine breite Schlucht in dieser Richtung vorwärts. Schon fing der Schnee an, weich zu werden und drohte, das Vergnügen in mühsame Arbeit umzuwandeln; doch das Ziel lag nicht mehr fern. Bald tauchte auf der andern Seite eine runde Schneekuppe auf — es war der Gipfel des Elbruz — und um 11 Uhr erreichten wir die Passhöhe. (Bashil-su-Pass, circa 3850 m). Kein Steinmann!

Nach allen Seiten hin war die Aussicht wundervoll, da kein Wölkchen am Himmel stand. Zu unserer Linken ragte ein hoher Felsturm empor, so schroff und steil, dass wir ihn als „unersteigbar“ erklärten, und hinter ihm stand Aiguille an Aiguille, ohne Steinmann und ohne Namen. Auch der Gipfel des Saluinan-Chiran liess sich deutlich erkennen, und zum letzten Mal sahen wir nach dem Pass hinüber, der uns vor ein paar Tagen so wacker mit Steinwürfen regalirte. Wir werden

dich nicht vergessen! — Doch unsere Blicke wandten sich immer wieder nach Westen; denn jener Riesendom, der den Endpunkt der gigantischen Kette bildet und seine ganze Umgebung stolz überragt, ist der Elbruz, der „König“ des kaukasischen Hochgebirges. Seine zwei Kuppeln glänzten in seltsam goldigem Licht, als trüge er eine Krone mit blitzenden Edelsteinen.

Wir verweilten zwei Stunden auf unserm Pass, errichteten einen soliden Steinmann und freuten uns des leichten, aber schönen Sieges und der erhabenen Umgebung. — Es war meine letzte Tour im Kaukasus; wir hatten mit dem Kasbek begonnen in Nebel und Wind; heute schien die Sonne freundlich und warm und zeigte mir, zum Abschied, den Elbruz in seiner ganzen Majestät — ich durfte zufrieden sein.

Der Abstieg war nicht schwierig. Zwei steile, aber schmale Couloirs wurden mit Behutsamkeit traversirt; dann folgten solide Felsen, und nach kurzer Zeit erreichten wir den grossen Bashil-su-Gletscher. Derselbe neigt sich gegen den Elbruz hin. Er ist nicht steil, hat fast keine Schründe und Steine, und wir überschritten ihn in froher Stimmung, ein jeder so rasch, wie es ihm beliebte. Denn noch stand die Sonne hoch am Himmel, und wir durften hoffen, heut' Abend eine etwas bequemere Lagerstätte zu finden, als vor vier Tagen. Gegen das Ende zu wurde der Gletscher steil;

aber durch Moräne und Felsen gelangten wir ohne Schwierigkeit in's Adyrtal. -- Unsere Herren hüpfen munter voraus, sobald wir uns losgebunden, und nicht lange gings, so waren sie unsern Blicken entschwunden. Maurer und ich folgten in etwas langsamerem Tempo. Nachdem eine lange Steinwüste durchschritten war, gerieten wir in einen grossen Fichtenwald. Zu tausenden lagen die dürrer Stämme am Boden und versperrten den Weg. Nach vielen Kreuz- und Querzügen fanden wir für gut, dem Adyr zu folgen; er konnte uns nicht irre führen.

Das Adyrtal ist wohl eine der schönsten Gegenden des Kaukasus; grüne Talsohle, schöner Wald, wilder Bergstrom, im Hintergrund riesige Berge und Gletscher und im Vordergrund weder Mensch noch Vieh, um den Genuss zu stören; — mein Herz, was willst Du mehr? Oftmals machten wir Kehrt, um ein recht treues Bild mit uns fortzutragen. — Wir dachten, unsere Herren seien weit voraus, auf dem Weg nach Urusbie; doch siehe: da kamen sie plötzlich aus dem Gebüsch hervorgebrochen, und nun gings in rührender Eintracht, aber im Sturmschritt, hinunter nach Urusbie.

Schon glänzten die ersten Sterne am Himmel, als wir dort ankamen. Mr. Dent und Finkelstein waren einige Minuten früher eingetroffen, und die ganze Gesellschaft fand im „palais royal“ freundliche Aufnahme.

Urusbie (Ausgangsstation für die Besteigung des Elbruz) ist eines der grössten kaukasischen Dörfer; es liegt auf einem sanft ansteigenden Talboden, und auch die einzelnen Steinhäufen sind viel stattlicher, als wir sie bisher gesehen. Der Palast des Prinzen ist ein wahrer Luxusbau, hat Türen und Fenster und einen Salon mit mehreren recht interessanten Möbeln.

Auf einem kleinen runden Tisch lag, als schönste Blüte der Kultur, ein Photographien-Album, und aus demselben blickte uns das Bildnis des Mr. Freshfield entgegen, welcher vor zwanzig Jahren schon hier ein würdiges Asyl gefunden hatte. Der Prinz selbst, ein an Leib und Seele wohlgestalteter Mann, bewirtete uns mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit; er hatte die Welt gesehen und die „andere Sprache“ gelernt, d. h. er verstund ein bischen Französisch.

Urusbie hat sogar zwei geräumige Magazine, wo unternehmende Juden alle möglichen Waaren feilbieten (z. B. Bonbons und Steinbockhörner), und eine Fabrik, in welcher jene berühmten Pelzmäntel verfertigt werden, welche dem Kaukasier überall wo er hinkommt, als Wohnung, Lager und Decke dienen. Maurer und Finkelstein verschwanden im Dunkel der Nacht und kehrten als halbe Tataren zurück — sie hatten sich beide unter den mächtigen Schutz eines neuen kaukasischen Mantels begeben.

Der folgende Tag war ein Sonntag und Ruhetag zugleich. Maurer und ich tranken zum letzten Mal saure Milch zusammen. Hätten zwar beide bei dieser Gelegenheit eine Flasche Wein vorgezogen; denn morgen trennten sich unsere Wege. Die Herren Freshfield und Powell beabsichtigten, unter Maurers Begleitung die Hauptkette zu überschreiten und nach Svanetien zu gehen, während Mr. Dent und ich von hier aus die Heimreise antreten wollten.

Scheiden, um nach Hause zu gehen — wie schnell waren doch die letzten Wochen entschwunden! Da droben im Hintergrund des Thales zeichnete sich das kolossale Massiv des Dongussorun gegen den klaren Himmel ab; vom Silberlicht des Mondes übergossen, erglänzten seine riesigen Schneefelder und Gletscher — und wir sollten nun scheiden!

Heimkehr.

Am Morgen des 12. August nahmen wir Abschied. „Reiset glücklich!“ „Grüsset Heimat und Freunde!“ Unsere Gefährten zogen wieder hinauf in's Gebirge; wir aber ritten das Baksantal hinunter, begleitet von Finkelstein und zwei Eingebornen aus Urusbie.

Der Tag war schön, die Gegend sehr romantisch,

und unsere Pferde liefen einen sanften Trab, als wären sie für müde Bergsteiger dressirt. So folgten wir dem Lauf des Stromes durch Weiden, Gebüsch und Wald den ganzen Tag. Die Gebirgsketten zu beiden Seiten des Tales begleiteten uns abwärts; sie wurden immer niedriger; bald erreichten sie die Schneegrenze nicht mehr und verwandelten sich in ein Hügelgelände. Die Nacht brach an, als wir auf einem nahen Hügel ein ziemlich grosses, neues Gebäude erblickten. Wir befanden uns in einer engen Schlucht; in zornigem Rauschen brach sich die Kraft des Stromes an zwei grossen Felsblöcken, die ihm hemmend entgegen traten; untenher führt eine Brücke hinüber. Wir führten unsre Pferde am Zaum und drangen durch Dornen, Disteln und wilden Hanf nach dem einsamen Gehöfte vor, um durch Klopfen und Rufen die orientalische Gastfreundlichkeit auf uns aufmerksam zu machen. Allein das Haus war verschlossen; Niemand vernahm unsern Ruf. Also übernachteten wir auch diesen Abend unter freiem Himmel.

In der Morgendämmerung ritten wir von dannen. Nach einigen Stunden, als wir aus einem mit Haselstauden bewachsenen Hohlweg herauskamen, wurde uns eine freudige Ueberraschung zu Theil: auf einem freien Platze standen zwei Zelte; mehrere Gletscherpickel stacken im Boden, und ein freundlicher Zuruf schallte uns entgegen. Signor Sella

und seine Gefährten hatten hier ihr Lager aufgeschlagen. Sie begrüßten uns mit grosser Herzlichkeit; ja, sie taten ein übriges und erquickten uns mit einer Tasse heissen Kaffees. Führer Maquignaz war nicht mehr bei ihnen; er hatte als kranker Mann die Heimreise angetreten.

Nachdem wir uns gegenseitig unsere Erlebnisse berichtet, zogen wir weiter. Die Hügel wurden immer niedriger, und am Nachmittag erreichten wir die endlose Ebene von Nordkaukasien und trafen hin und wieder auf Wohnungen, deren Bauart das Vorhandensein russischer Einwohner ankündigte. Und wirklich sollten wir bald erfahren, dass wir nun wieder mit zivilisirten Menschen zu tun hatten. Die Nachmittagssonne brannte glühend heiss hernieder; wir litten schrecklichen Durst, und trinkbares Wasser gab's weit und breit nirgends. Da kamen wir an einem Melonenfeld vorüber. Die einladenden Früchte waren fast reif, und hurtig hatten unsere Mannen aus Urusbie einige derselben gepflückt und wollten sie im Weiterreiten anbeissen. Allein sie wurden des Mahles nicht froh; denn auf einmal kamen drei russische Feldhüter dahergesprengt und hieben mit ihren langen Stöcken unbarmherzig auf die armen Burschen ein, die kaum daran gedacht, dass sie ein Unrecht begangen. Da wir von unsern Waffen nur im äussersten Notfall Gebrauch machen wollten, so bezahlte Mr. Dent die fatalen Früchte.

Die Melonen waren geschmacklos und fad; der Preis aber war gesalzen. Dieser Vorfall hatte uns auf einmal belehrt, dass wir uns nun mit raschen Schritten europäischer Kultur näherten; denn wo die Gastfreundlichkeit aufhört, da beginnt die Zivilisation. Die armen Schelme sahen uns mit wehmütigen Blicken an und deuteten hinauf nach dem Gebirge — „wir Wilden sind doch bessere Menschen“. Und wahrlich, da oben bei dem armen kaukasischen Gebirgsvolk hätten wir die Melonen nicht so teuer bezahlt.

Wir hofften, in Baksan einen Wagen zu finden, um nach der Eisenbahn zu fahren; denn wir waren todtmüde, und noch war die nächste Station eine halbe Tagreise entfernt. Aber da war kein Fuhrwerk zu finden. Die Sonne ging unter, als wir in einem kleinen Dörfchen Halt machten, und während Mr. Dent Shakespeare zitierte — „a kingdom for a horse“, ging Finkelstein neuerdings von Haus zu Haus, um Pferde und Wagen zu suchen. Endlich gelang es ihm, eine Art Fuhrwerk aufzutreiben. „Von ferne höret man ihn klagen,“ diesmal nicht den Postillon, sondern den Wagen; denn dieser ächzte und stöhnte bei jeder Bewegung seiner viereckigen Räder und sah nicht aus, als ob er in seinem Leben schon viel englischen Professoren und Alpenklubpräsidenten zum „bessern Fortkommen“ verholfen hätte; aber unsere Freude war nichtsdestoweniger gross und allgemein.

Wir nahmen Abschied von den letzten Kaukasiern, die froh waren, wieder hinaufzuziehen nach Urusbie, um ihrem Stamm das bestandene Melonenabenteuer zu erzählen. Unser Kutscher spannte drei flinke Rosse vor das gebrechliche Fahrzeug; wir luden unser Gepäck auf und legten uns selbst darüber hin. — Vorwärts!

Es war völlig Nacht; aber bald ging der Mond auf. Ob er sich nicht verwundert hat ob dem seltsamen Fuhrwerk, das da unten „mit müder Qual“ die endlose Steppe hinfuhr? Stunde um Stunde entschwand; kein Haus, kein Stein, kein Strauch begegnete dem Blick; kein Geräusch, als das Stöhnen des gemarterten Wagens störte die Ruhe der Nacht. Ein eigentümliches Gefühl der Wehmut kam über mich — wir nahmen ja für immer Abschied von Kaukasiens Bergen! Noch war im Südwesten die Riesengestalt des Elbruz sichtbar; allein auch er blieb zurück, und bald deuteten nur noch einige Wolken das Gebirge an, in dem wir seit einem Monat umher gewandert. An diese Zeit und all' die Erlebnisse dachte ich jetzt, auch an die Kameraden, die vielleicht an diesem Abend in der Nähe der Gletscher kampirten — und an jene andern, die da oben unter Eis und Schnee schlafen — den langen Todesschlaf.

Lebet wohl, Berge! schlaft wohl, ihr Freunde!

Es war Mitternacht, als unser Fuhrwerk die Eisenbahnlinie erreichte; in unsern Schlafsäcken erwarteten wir den Morgen. Mit dem ersten Zug fuhr Finkelstein nach Hause. Er war ein guter Mann und hat uns trefflich gedient, „will aber nicht mehr gehen hinauf in's Gebirge.“

Mr. Dent und ich langten am 15. August in Novorossysk an und mussten in dem unfreundlichen Nest fünf tödtlich langweilige Tage warten, bis sich endlich der Dampfer „Sam Weller“ unser erbarmte und uns nach Konstantinopel trug. Das schwarze Meer war auch diesmal ruhig und schön. Und als wir am Abend des 22. August den unvergleichlich schönen Bosporus hinein fuhren, da vergass ich für einen Augenblick, was hinter uns lag — Granitfelsen, Gletscher und ewigen Schnee — und blickte mit staunender Bewunderung hinüber nach Stambul, von dessen weissen Minarets eben die letzten Sonnenstrahlen schieden.

Mr. Woolley aber hatte am 9. August den Dychtau erstiegen!



Wer von einer Reise zurückkehrt, hat mancherlei Fragen zu beantworten, die nach Gehalt und Ton ausserordentlich verschieden sind, und öfter sah ich mich genötigt, durch ein wenig befriedigendes „bedauere, weiss wirklich nicht“, die Unzulänglichkeit meiner Kenntnisse einzuge stehen. Auf einige der wichtigsten Frage jedoch möchte ich hier zum Schluss noch eine etwas ausführlichere Antwort erteilen.

Ob wir den Zweck unserer Expedition erreicht hätten? — So fragten die Freunde, deren Wünsche uns begleitet hatten und deren Teilnahme und Interesse in erster Linie den Reisenden selbst und ihren persönlichen Erlebnissen galt. Diese Frage wurde gleich nach unserer Rückkehr von mehreren Zeitungen des In- und Auslandes in verneinendem Sinne beantwortet. Denn wir hatten keine Leichname gefunden, und dieser Umstand schien zu der Folgerung zu berechtigen, dass unser Unternehmen erfolglos geblieben sei; es wurde sogar — wohl infolge eines Missverständnisses — behauptet, dass die Nachforschungen eifrig fortgesetzt werden. Ich hoffe, dass die Darstellung über den Verlauf unserer Expedition diese Annahmen als unrichtig erscheinen lässt. Wir hatten die volle Gewissheit erlangt, dass die Verschollenen am 31. August oder 1. September 1888 auf dem Ostgrat des Dychtau verunglückt waren. Die Leichen hätte man vielleicht

finden können, wenn sie beim Absturz in den Felsen zurückgeblieben wären. Wir sahen die Abhänge nahe genug, um die Ueberzeugung zu gewinnen, dass hier nichts mehr zu suchen sei. Aber drunten auf dem Gletscher? — Wir hatten die Unglücksstätte erst ein Jahr nach der Katastrophe betreten, und Mr. Woolley, der wenige Tage später zum zweiten Mal den Tutuingletscher überschritt, fand denselben so sehr verändert, dass er unsere frühere Route verlassen und sich einen neuen Weg bahnen musste. Welche Veränderungen mochten wohl innert Jahresfrist vorgegangen sein? Auch hier war nichts mehr zu finden. — Und darum glaubten wir, unsern Zweck erreicht zu haben, so weit dies überhaupt möglich war. Von weiteren Nachforschungen war nie die Rede.

Eine andere Frage aber, die stets wiederkehrte, galt mehr dem fremden Land, den Bergen und Gletschern des Kaukasus. „Welches Gebirge ist schöner und grossartiger, die Alpen oder der Kaukasus?“ Und nicht selten nahm diese Frage unter dem Einfluss patriotischer Gesinnung die Form eines Urteils an: „Nicht wahr, unsere Alpen bieten doch mehr Reize, mehr Lieblichkeit und Mannigfaltigkeit?“ Mehrere befreundete Bergsteiger jedoch begnügten sich begreiflicherweise nicht mit einer Antwort, welche nur den „allgemeinen Eindruck“ zu schildern versuchte, sondern wollten wissen, welche Unterschiede für den Berg-

steiger als solchen hauptsächlich in Betracht kommen. — All' diese Fragen drängen zu einem Versuch, die Alpen mit dem Kaukasus zu vergleichen, und indem ich wohl fühle, dass meine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen nicht hinreichen, um einer derartigen Vergleichung als solide Grundlage zu dienen, so stütze ich mich dabei auf das Urtheil der ältern, bewährten Bergführer, welche vor mir und mit mir den Bergen des Kaukasus gegenübertraten und auf schwierigeren Touren deren nähere Bekanntschaft machten.

Es muss unbedingt zugegeben werden, dass der Kaukasus die Alpen sowohl an Schönheit, als Grossartigkeit übertrifft. Die Schönheit eines Berges ist bedingt durch die Form, durch die Anordnung von Firn und Gletscher; auch muss dieser Berg seinen Nachbarn gegenüber eine vorteilhafte Stellung einnehmen, d. h. sich einer günstigen Lage erfreuen, wenn seine Schönheit zur Geltung kommen soll.

Wetterhorn (vom Hasleberg aus gesehen) und Bietschhorn gelten mit Recht als Bergspitzen von tadelloser Schönheit; Weisshorn und Dent Blanche sind schön und erhaben zugleich, während das Matterhorn durch seine isolirte Trotzigkeit und Schroffheit jenes Gefühl der mit Grausen gemischten Bewunderung erweckt, welches jeden ergreift, der zum ersten Mal nach Zermatt kommt. — Wie oft hört man den Ruf:

„Eine Berggruppe, wie Jungfrau, Mönch und Eiger, gibts halt in der Welt nicht wieder!“ Wie oft hat man den Rosenlaugletscher gepriesen und gemalt und den Gornergletscher angestaunt! Und wahrlich — es müsste ein sonderbarer Kauz sein, der die Schönheit und Majestät der Alpen nicht sehen und empfinden wollte. —

Aber der Kaukasus ist imposanter. Tetnuld und Gestola sind um circa 1000 m höher, als Wetterhorn und Bietschhorn und erscheinen als blendend weisse Pyramiden von unvergleichlicher Schönheit. Dychtau und Kostantau sind weniger zierlich; aber diese zwei imposantesten Riesen des Kaukasus übertreffen an Grossartigkeit alles, was man in den Alpen bewundert. Selbst die Führer, welche dem Kaukasus aus verschiedenen, nicht ganz untriftigen Gründen gram sind, erklärten beim Anblick dieser Berge, dass sie „so etwas nie gesehen“, und mehr als einmal wies der eine oder andere auf eine Berggruppe hin und sagte zu seinem Kameraden: „Wie diese oder jene in den Alpen, nur grösser.“ Das ist's — nur grösser! Und diese Bemerkung war der Ausdruck eines Gefühls, das — wenigstens für einen Augenblick — mächtiger war, als die berechtigte Vorliebe für die Berge der Heimat. Alle Reisenden, welche den Kaukasus betraten, wurden von dem nämlichen Gefühl ergriffen, und ich glaube, dass in denselben mehr Aufrichtigkeit liegt, als in

vielen auf Reklame berechneten Deklamationen über die „unvergleichliche Aussicht“ dieses oder jenes Alpengipfels. Sehr oft sind hier Gefühl und Urteil vorbereitet worden. Denn die Berge und Gletscher der Alpen sind seit längerer Zeit berühmt; sie sind von „Autoritäten“ (oft aus der Ferne) beschrieben und classifizirt worden, und da die Lektüre gewöhnlich der Anschauung vorangeht, so weiss ein gewissenhafter Tourist schon zum Voraus, was für einen Eindruck dieser oder jener Anblick auf ihn machen muss. Statt sich seinem Gefühl unbedingt und ganz hinzugeben, greift er vielleicht zum Reisehandbuch, um — wenn möglich — Urteil und Empfindung in Einklang zu bringen mit dem, was eine berühmte Autorität auf der nämlichen Stelle (vielleicht bei ganz anderer Beleuchtung!) empfand, oder doch wenigstens niederschrieb.

Dazu kommt, dass gar mancher Berg und Gletscher eine eigentliche Geschichte hat; die Erinnerung an Freud' und Leid, an Sieg oder Tod, knüpft sich an seinen Namen, und sehr oft werden Empfindung und Urteil bestimmt durch die „Vergangenheit“ eines Berges, durch das persönliche Interesse, welches wir demselben entgegenbringen. Erschien das Matterhorn nach der ersten Besteigung und Katastrophe nicht furchtbarer, als je?

Es ist wohl möglich, dass ein ähnlicher Gedanke mich beim Anblick des Dychtau beeinflusste

und mich mehr empfinden, als prüfen und vergleichen liess. Doch hatte seine Riesengestalt schon früher gebieterisch Achtung gefordert, und alle, die den Berg in seiner wilden Schönheit sahen, konnten sich dem Gefühl der Bewunderung nicht verschliessen. In den meisten Fällen aber war der Eindruck unmittelbar, weil unvorbereitet; hier machte sich kein anderer Einfluss geltend — die grossartige Gebirgsnatur wirkte durch ihre eigenen Mittel. Und sie wirkte mächtig. Mr. Dent erzählt, dass sein Freund Donkin beim Anblick des Ushba (des „riesigen Matterhorns“) einen Enthusiasmus kund gegeben, den er in den Alpen nie in dieser Weise sichtbar werden liess. Und Mr. Donkin verstund die Schönheit des Hochgebirges, wie nicht leicht ein anderer. Schade, dass es ihm nicht vergönnt war, sich auch den Kaukasus durch seine camera zu eigen zu machen, nachdem er den Alpen ihre reizendsten Geheimnisse abgelauscht. Doch Signor Sella ist sein würdiger Nachfolger geworden; er hat den Kaukasus mit sich nach Hause zurückgebracht, und seine Bilder verkünden besser, als alle Schilderungen, die Herrlichkeit des neu erschlossenen Gebirges. Nur einen Punkt möchte ich hier noch hervorheben. Während eine grosse Zahl der berühmtesten Alpengipfel (z. B. Wetterhorn, Jungfrau, Matterhorn) sich nur von einer Seite (Norden) wirklich schön und grossartig darstellen, wahren

dagegen die hohen Spitzen des Centralkaukasus ihre Ehre nach allen Seiten hin. Jedem Angriff stehen sie in stolzer Haltung gegenüber. Und es schien mir, als habe die Tätigkeit der Verwitterung hier noch nicht so arge Verheerungen angerichtet, wie in den Alpen. — Auch an gewaltigen Eisfeldern ist kein Mangel, und mehrere derselben (z. B. Karagam-, Bezingi-, und Dychsugletscher) werden nur von dem Aletschgletscher an Grösse übertroffen.

Aber der Vordergrund des Landschaftsbildes, die Täler, Wälder und lieblichen Alpanseen? Ich habe (mit Ausnahme des Quellengebiets des Rion) nur die Täler der Nordseite gesehen. Manche derselben sind enge Felsschluchten; mehrere aber sind herrlich grüne Triften von reizender Schönheit. Doch hat die nördliche Abdachung nur wenig Wald, und Seen und Wasserfälle*) gibt's gar nicht im Kaukasus. Wollte man die Vergleichung nicht nur auf das Hochgebirge beschränken, sondern auf eine ganze Landschaft ausdehnen, so müsste ohne Zweifel dem Berner Oberland der Preis grösserer Lieblichkeit zugestanden werden.

Eine ganz andere Welt aber tut sich dem Wanderer auf, wenn er die Hauptkette überschreitet und durch die Täler von Svanetien hinuntersteigt.

*) D. h. wenigstens keine solchen, die eine besondere Erwähnung verdienen.

Alle Reisenden, welche dieses Gebiet betraten und diese südlichen Täler, in wahrhaft üppiger Vegetation und herrlichem Blumenschmuck prangend, vor sich ausgebreitet sahen, waren entzückt von dem überraschenden Anblick und nannten sie „ein Paradies“. Signor Sella, der im Spätherbst, als das Laub der Bäume sich bunt zu färben begann, beim herrlichsten Wetter durch dieses Paradies wanderte, gab seiner Bewunderung Ausdruck in dem Ausruf: „Svanetie im Oktober ist ein wahres Wunder!“ Und über den beispiellosen Waldreichthum dieser Gegend weiss Freund Maurer am besten zu berichten, der mit den Herren Freshfield und Powell auf einer fünftägigen Wanderung gar nicht aus dem Wald herauskam! Dieses „Paradies“ ist zwar unbewohnt; tagelang erblickt der Wanderer die „Stätte der Menschen nicht mehr“. Allein Niemand wird behaupten wollen, dass eine Berglandschaft darum schöner sei, weil ein grosses Hotel mit mehreren Dependenzen in unmittelbarer Nähe steht, oder dass sie an Reiz gewinne durch Mörserschüsse und Alphornblasen.

Die Menschen fehlen und die Gasthofreize;
Du bist allein mit dir und der Natur.

* * *

Derjenige aber, der sich ausschliesslich für den Charakter und die Schwierigkeiten der Hochgebirgs-

touren interessirt, wird finden, dass die Riesen des Kaukasus schwieriger und gefährlicher sind, als die Hochalpen. Dieses Urtheil hörte ich mehr als einmal von Führern, welche die Alpen in dieser Hinsicht besser kennen, als jeder „Herr“, — und sie dachten dabei nicht nur an Proviant und Clubhütten. Alle Entfernungen sind grösser — die Täler sind länger, die Berge höher. Aus einem Haupttal der Alpen gelangt man — auch ohne Eisenbahn — in einem Tag bis an den Fuss des Berges, den man angreifen will. Ein Reisender kommt z. B. an einem Augustnachmittag nach Zermatt. Am folgenden Morgen ersteigt er das Matterhorn und kehrt, wenn alles gut geht, vielleicht schon ziemlich früh am Nachmittag zurück. Und er hat eine Tour ersten Ranges gemacht. Grindelwald und Chamonix gestatten nicht minder rasches Vorgehen, und es gibt wohl keinen Gipfel in den Alpen, der vom Tale aus nicht in 1—2 Tagen erstiegen werden kann. Anders gestaltet sich eine Hochgebirgstour im Kaukasus. Eine Gesellschaft, die sich den Dychtau zum Ziel nimmt, langt nach langer Wanderung vielleicht am Abend in Karaul oder Balkar, d. h. am Fuss des Gebirges an. Am nächsten Abend bezieht sie Nachtlager am Fuss des Tutuingletschers, und von hier bringt eine erste tüchtige Hochgebirgstour sie zu einem zweiten Schlafplatz in einer Höhe von circa 4000 m. Der dritte Tag endlich wird vielleicht bei günstiger

Witterung den Aufstieg gestatten; doch bedarf es hiezu einer 12—15stündigen Anstrengung. Fast alle hohen Bergspitzen des Kaukasus sind erst am Nachmittag gewonnen worden, einige erst sehr spät am Nachmittag. Und nun beginnt der Abstieg. Auch bei den günstigsten Verhältnissen wird der oberste Schlafplatz nicht vor Einbruch der Nacht erreicht; zwar die kaukasischen Mondscheinnächte sind wundervoll, — aber nicht immer zuverlässig. Ist noch Holz übrig geblieben, so wird jetzt Thee gekocht, wenn nicht, so muss das harte Granitlager allein den müden Wanderer erquicken. Nach einer Gletschertour ersten Ranges wird am vierten Tag das Tal wieder erreicht, und am nächsten Morgen denkt keiner daran, sofort wieder in den Kampf zu ziehen.

Andere Gipfel (Ushba, Kostantau, Shkara u. a. m.) geben nicht viel weniger zu schaffen; bei mehreren Touren nahm das Stufenhacken bis 10 Stunden in Anspruch. Nun wäre es gewiss unrichtig, zu behaupten, dass im Kaukasus schwierigere oder gefährlichere Stellen sind überwunden worden, als in den Alpen; für die Kletterpartien in den Felsen (z. B. bei den ersten Matterhorn-Touren und in den Aiguilles der Mont Blanquette) dürfte vielleicht das Gegenteil der Wahrheit besser entsprechen, und viele der „bösen Stellen“ in den Alpen sind mit Recht gefürchtet und berühmt. Die Gefahren des kaukasischen Hochgebirges haben

den nämlichen Charakter, wie diejenigen der Alpen; aber jede seiner hohen Bergspitzen verlangt, dass man sich diesen Gefahren auf eine längere Zeit aussetze, und es ist nicht gleichgiltig, ob man nur vier oder aber acht Stunden lang auf unsicherm Pfade wandle. Wie schon bemerkt, wurden die höchsten Gipfel des Kaukasus erst am Nachmittag (meist nach 3 Uhr) betreten. Lawinen und Steinschlag haben also bedeutend mehr Chancen, ihre verderbliche Absicht zu erreichen, und diese Gefahren werden auch dann nicht ganz verschwinden, wenn die Reisenden ihnen mit besserer Lokalkenntnis entgegentreten; denn sie sind bedingt durch den grössern Zeitaufwand, den eine Hochgebirgstour im Kaukasus absolut nothwenig macht.

Ein anderer Umstand erhöht die Gefahren einer solchen Tour noch in ganz bedenklicher Weise. Jedermann weiss, wie verhängnisvoll ein plötzlicher Witterungswechsel im Hochgebirge werden kann. Einbruch von Nebel, Schneesturm oder heftiger Wind und Kälte haben ja so manchem Alpenwanderer ein jähes Ende bereitet. Je länger aber eine Tour dauert, desto wahrscheinlicher wird es, dass ein fataler Wechsel eintreten könnte, bevor man den Gefahren, die der Berg selbst in's Feld führt, entronnen ist. Denkt man sich nun eine Expedition, die erst um 4 Uhr Nachmittags eine 5000 m hohe Bergspitze verlässt, beim Abstieg von einem Schneesturm überrascht, so wird

man sich das Gefährliche ihrer Lage nicht verhehlen. Vielleicht hat sie die ersten Felsen erreicht und hier einigen Schutz gefunden. Aber in welchem Zustande findet sie der nächste Morgen? Und doch beginnen erst jetzt die Hauptschwierigkeiten des Abstiegs; denn noch liegt das Tal 3000 m unter den Bedrohten. Und Kälte und Müdigkeit lockern die Disziplin; die Aufmerksamkeit verliert an Schärfe. Werden sie herunterkommen? Gewiss. Glücklich? — Vielleicht.

Diese Andeutungen mögen genügen, um das früher ausgesprochene Urteil über die Gefahren des Kaukasus einigermassen zu begründen. Der Führer U. Almer, welcher im Kaukasus mehr geleistet hat, als jeder andere, gab folgende Charakteristik:

„Die Täler sind viel zu lang; die meisten Gletscher sind arg zerspalten; die Berge sind sehr hoch, und man kommt überall zu spät an.“ Und das Unglück am Dychtau hat deutlicher, als jede andere Stimme, die drohenden Gefahren verkündet. Möge der schreckliche Ruf sich nicht zum andern Mal vernehmen lassen!

* * *

Bis zum Jahr 1886 waren Elbruz und Kasbek die einzigen Eroberungen im Kaukasus; heute sind alle Höhen über 5000 m erstiegen. Tetnuld

ergab sich 1887, und geradezu grossartig waren die Erfolge des Feldzuges von 1888: Kostantau, Skara, Djanga und Ushba fielen. Einzig der Dychtau stand noch unbesiegt da, und wie einst das Matterhorn, so sollte auch er die ersten sich nahenden Kämpfer verderben. Jetzt trägt auch sein Gipfel einen Steinmann; seine Besteigung war der letzte grosse Sieg im Kaukasus.

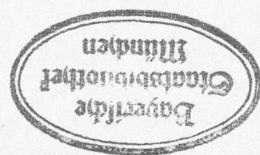
Doch noch immer harren weite Gebiete des ersten Besuchs; noch immer fordern eine grosse Zahl stattlicher Gipfel und hoher Gletscherpässe zum Kampf heraus. Und jeder, der den Kaukasus betritt, wird von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen werden beim Anblick seiner ernsten Majestät. Sind die Alpen darum weniger gross und schön? Nein! Und die Bergführer erklären mit Einmütigkeit: „Sie sind doch gemüthlicher, als der Kaukasus.“ Gemüthlicher, jawohl, und heimeliger: denn es sind die Berge der Heimat.



„Aus urheberrechtlichen Gründen ist eine Anzeige leider nicht möglich“

„Aus urheberrechtlichen Gründen ist eine Anzeige leider nicht möglich“

„Aus urheberrechtlichen Gründen ist eine Anzeige leider nicht möglich“



Fischer, Andreas, 1865-1912

Zwei Kaukasus-Expeditionen

Bern 1891

Geo.u. 526 ax

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00133941-8

Die PDF-Datei kann elektronisch durchsucht werden.